

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50 €

davon 1,25 €
für den die
Verkäufer_in

Registrierte
Verkäufer_innen
tragen sichtbar einen
Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER 443 13. 9. - 26. 9. 2017



*Streifzug durch den
«Wiener Grund»*

Liebe zur Stadt

Seite 16

INHALT



tun & lassen

Noch viele Räume öffnen
Ein Gespräch über die Stadt für alle Seite 6

- Ein hartes Pflaster** 8
Wien und der Alkohol
- Ein Recht auf Zukunft** 9
Protest gegen Abschiebungen
- Wasser, Häuser, Schulen** 10
Solidarische Abenteurer Nr. 6
- Klassenkampf in Pink** 11
Essenzustellung mit dem Fahrrad
- tun & lassen magazin** 12-14



vorstadt

Urbanes Liebesmaß
Streifzüge durch die fotografierte Stadt Seite 16

- Durch die Geschichte** 18
Ein Stadtpaziergang in Hermagor
- Das Tor zur Welt** 20
Über die Fußballbibliothek
- «Sehr verbunden»** 22
Lokalmatadorin: Sabine Ladstätter, Archäologin und Ephesos-Expertin
- vorstadt magazin** 23



art.ist.in

Schwimmbahnen que(e)ren
Kunst im Hallenbad Seite 24

- Schnitt und Widerstand** 26
Der Bericht eines Auschwitz-Überlebenden als Comic
- Ein eckiges Rad fahren** 28
Musikarbeiter unterwegs ... zum Trio Aivery
- art.ist.in magazin** 29-30



dichter innenteil

20 Jahre Kopfweh
Ali N. und Nadine Kegele im Dialog über Migration Seite 31

- Afrika in Wien** 34
Aus der KulturPASSage
- Gedichte** 35
Janina Niemann-Rich, Jürgen Riedel
- Wiesengespräche** 36
Von Brigitte Schmolzmüller
- Aufklärung** 37
Von Christoph Parzer
- Am Bat'a Kanal in Mähren** 38
Herr Groll auf Reisen

Kolumnen & Rubriken: eingSCHENKt 3, Gustl 3, Phettbergs Fisimatenten 4, Fanpost 4, Impressum 4, Kreuz & Wort 15, Astro-Show 15, Tonis Bilderleben 34, Herr Hüseyin 35, Gottfrieds Tagebuch 39, mittig unsere Programmbeilage **Die Strawanzerin** zum Herausnehmen

EDITORIAL

Wolke Sieben?

Der Sommer ist ja (angeblich) vorbei und in Monaten mit einem «r» im Namen soll man sich ja (angeblich) nicht auf den Boden setzen. Dennoch saß ich neulich in der Wiese. Das Wetter schön, der Himmel blau, und Gewitterwolken zogen auf. Die kleine Tochter saß neben mir und erzählte, was sie in den Wolken so sieht: «Die sieht aus wie ein großes Monster!» rief sie. Und: «Die dort sieht aus wie ein Dinosaurier!». Kindliche Phantasie ist ja oft Grenzenlos, was man vom öffentlichen Raum in der Stadt nicht unbedingt behaupten kann. Der ist längst nicht so weit wie der Himmel. Allerdings ist auch der Weltraum nicht frei von Machtpolitischen Interessen wie wir wissen, aber theoretisch könnte ich in ihm unbehelligt herumschweben und mein Bier trinken, oder auch unbegründet stehenbleiben, ohne dass mich die (Weltraum)Polizei argwöhnisch anhält. Bevor wir das angehen, haben wir uns allerdings mal auf Wien konzentriert und mit der Soziologin Katharina Hammer über den öffentlichen Raum in der Stadt geplaudert (S. 7).

Im öffentlichen Raum finden (so sie nicht von Innenministern oder Konditoreiketten verboten werden) auch Demonstrationen und Proteste statt, kürzlich wieder mal im Votivpark. Kerstin Kellermann hat den Protest von Afghan_innen gegen Abschiebungen

Wolken werden nie Grenzen akzeptieren



in ihr Herkunftsland besucht und auch Expertise von Asylanwalt Clemens Lahner eingeholt (S. 16). Öffentlich zu besichtigen sind jene Orte, die Rudolf Kohutek in seinem Buch «Wiener Grund» zeigt. Lisa Bolyos ging für die «Vorstadt» spazieren und suchte so manchen Ort auf, den Rudolf Kohoutek vor der Finanzkrise und dem Investitionsboom fotografisch und textlich festhielt. Ein zwar öffentliches aber nicht «frei» zugängliches Hallenbad besuchten Julia Grillmayr und Lonny Weichsl, um über das erste männliche Synchronschwimmteam Österreichs zu berichten. Im Wasser lässt sich zwar schweben wie auf Wolke Sieben, aber auch in der Badeanstalt wird und wurde nicht immer so locker mit (Körper) Normen und den Grenzen des Möglichen umgegangen.

Wenn Grenzen keine Rolle spielen würden, wäre dann die ganze Welt ein öffentlicher Raum, in dem wir uns untereinander ausmachen müssten, wie wir ihn verwenden? In Kuwait, so lernen wir in Ali N.'s und Nadine Kegeles wunderbarem, eindrucksvollen Text auf Seite 31, waren Grenzen einst nicht wichtig. Einst, bevor das Öl kam. Mit Reichtum, wissen wir, geht oft der Verlust des Gemeinsamen einher. Die Wolken zumindest, werden nie Grenzen akzeptieren.

Ruth Weismann

Bullshit-Bingo für Sozialdebatten

Oft werden in politischen Diskussionen Schlagworte verwendet – nicht selten immer wieder die gleichen. Mit diesem Spiel können Sie aktiv an Diskussionen teilnehmen und mit Freund_innen, Familie oder Arbeitskolleg_innen ins Gespräch kommen. Wenn Sie mehr als die üblichen Mythen und gefälligen Allgemeinplätze hören wollen, dann sind Sie hier richtig. Im Gegensatz zur Lüge, die ohne Wahrheit nicht denkbar ist, weiß der inhaltliche Blödsinn – «Bullshit» – mit der Wahrheit schlicht nichts anzufangen: «Gerade in dieser fehlenden Verbindung zur Wahrheit – in dieser Gleichgültigkeit, wie die Dinge wirklich sind – liegt meines Erachtens das Wesen des Bullshits», sagt der amerikanische Philosoph Harry G. Frankfurt.

Geht schon los mit der «sozialen Hängematte»: Sehnsuchtsort. Leider ist man selber nie dort, sondern prinzipiell immer nur die anderen. Am liebsten gerade diejenigen, die eine Stufe unter einem stehen. Dient auch vorzüglich dazu, die Ärmeren reich zu rechnen.

«Treffsicherheit erhöhen»: Das ist wie bei einem guten Thriller: Mindfucking – alles anders als es scheint. Erhöht nämlich soziale Spaltung. Mündet immer in Kürzungen bei den untersten Einkommen.

«Mehr Eigenverantwortung»: Heißt übersetzt meist Selbstbehalte. Oder weniger solidarische Sicherheit beim Risiko Krankheit oder Alter. Schade eigentlich: Im Sinne von stärkerer Selbstwirksamkeit, Handlungsspielräumen, Verwirklichungschancen und Mitbestimmung dringend notwendig.

«Missbrauch bekämpfen»: Geheimwaffe des denunziatorischen Plapperjargons. Scharf gemacht stets bei den unteren 10 % der Gesellschaft.

«Aufopfernde Pflege»: Muss nicht sein und soll auch nicht sein. Gute Pflege und Betreuung lebt von Entlastung

der Angehörigen und professioneller Unterstützung im Alltag.

«Leistung honorieren»: Wer leistet mehr für die Gesellschaft: ein Manager oder eine Krankenschwester?

«Abgabenquote senken»: Heißt übersetzt: Unsere persönliche Abgabenquote für Selbstbehalte, indirekte Steuern und Privatvorsorge wächst rasant an. Oft eingesetzt, um soziale Sicherung auszuhungern. Einen «Hunger»-Staat können sich nur die Satten leisten.

«Noch nie eingezahlt»: Stahlgewitter der neuen bürgerlichen Rohheit, das auf Menschen in sozialer Not niedersaut. Verengter Gerechtigkeitsbegriff, schadet allen – auch Kinder zahlen nicht ein. Menschen werden von Bedarfs- und Teilhabegerechtigkeit ausgeschlossen. Abwertung als «Überflüssige» und «Nutzlose».

«Das wird man ja noch sagen dürfen»: Sagen neuerdings diejenigen, die in Talkshows vor Millionen Zuschauern auftreten und in den auflagenstärksten Zeitungen schreiben. Rechtfertigung für alles und jedes.

Und so geht's: Auf www.genuggejammert.at die 25 Bullshits downloaden, ausdrucken und an Freund_innen beim Sehen von Fernsehdebatten oder dem Lesen von Artikeln verteilen. Wird einer der Begriffe gehört oder gesehen, kann er von der Liste gestrichen werden. Hat man eine vollständig gefüllte Reihe oder Spalte, gewinnt man das Bullshit-Bingo: Aufstehen und «Bingo» rufen – Sie werden sehen, wie das die Debatten belebt. Und zur geistigen Selbstverteidigung beiträgt.

Martin Schenk

Wer leistet mehr für die Gesellschaft: ein Manager oder eine Krankenschwester?



GUSTL



PHETTBERGS FISIMATENTEN

Wen hätten Sie lieber nicht kennengelernt?

Original Message
 From: XY
 To: Hermes Phettberg
 Sent: Friday, August 04, 2017 8:48 PM
 Subject: Aw: Re: Re: Bitte um ein Gespräch über Religion, Ihr Leben und die Lindenstraße
 Sehr geehrter Herr Phettberg, wen hätten Sie lieber nicht kennengelernt? Beste Grüße XY

From: Hermes Phettberg
 To: XY
 Sent: Saturday, August 05, 2017 8:52 PM
 Subject: Re: Re: Re: Bitte um ein Gespräch über Religion, ihr Leben und die Lindenstraße

Herzlicher Frageinhaber, Du wirst es wahrscheinlich nicht glauben, aber ich habe noch nie jemanden nicht kennenlernen wollen. Als Zwölfjähriger musste ich jeden Tag von Unteralb nach Retz in die Hauptschule gehen, und da traf ich fast jeden Tag einen schönen, gleichaltrigen, jungen Kerl, und mir gelingt es bis heute nicht, mit dieser göttlichen Persönlichkeit Kontakt aufzunehmen. Ich sah ihn jeden Tag beim Hauptschulgehen, bis heute träum ich von ihm! Ich schwöre Dir, herzlicher XY, wenn es Dir gelingt, mir nachzuweisen, dass ich eine Frau oder einen Mann hasse, die oder den ich kennengelernt habe, bekommst Du siebzehn Umarmungen. Es ist eher im Gegenteil bei mir so, dass es mir nie gelang, jemanden kennenzulernen, den ich so gerne kennen würde. Ich denke wirklich innig, ob ich da jemanden eigentlich nennen müsste, aber mir fällt niemand ein. Es ist eher so, dass alle froh sind, die mich nicht kennen! Mir fällt wirklich niemand ein, ich schwöre es Dir! Ergebenst, Dein elender Hermes Phettberg»

Morgen ess ich vom Gasthaus Steman: Karottencremesuppe, gebackene Fischlaibchen, frischen Thymian, Gurkenrahm, Salat. Und von der Bäckerei Hafner einen Obstkuchen als Dessert. Ich kann mir seit Jahr und Tag dank meines Sachwalters von der Volkshilfe das Essen bringen lassen, das mir zusteht. Mich stört immer, Herr Bundeskanzler, dass Sie immer sagen «die anderen». Ich könnte Gott sei dank niemals bei einer Wahl kandidieren, denn unser «Unser» sind niemals andere. Die nach Österreich fliehen, das sind jedenfalls die unsrigen «Unsrigen»!!!

Ich habe noch nie jemanden nicht kennenlernen wollen

«Es gibt keine schlechte Presse»

Betrifft: Wiener Wirtschaft, Nr. 442

Sehr geehrte Augustin-Redaktion!
 Ich freue mich als Obmann des Vereins Red Carpet Art Award sehr über Ihren Bericht. Wie Sie sicher wissen: Es gibt keine schlechte Presse.

Traurig bin ich jedoch über die Tatsache, dass ich den Augustin (zwar unregelmäßig, aber doch) gekauft habe, da ich ihn zu jenen Blättern gezählt habe, die noch recherchieren und nicht populistisch plakatieren.

Aber wenn nun auch schon der Augustin die Seiten gewechselt hat und schreibt, was er halt irgendwo hört, dann ist es wirklich schlecht um die österreichische Journalistenszene bestellt.

Ich fürchte sogar, dass der Verfasser sich einfach nur gefreut hat, etwas zu finden, was halt gerade so schön zu anderen Wahlkampfthemen passt. Hauptsache eine Story.

Sie haben leider übersehen, dass in meinem Ursprungsposting gar nicht das Wort unbezahlt oder gratis verwendet wurde. Warum? Weil unsere Praktika bezahlt sind – ups! Tja – von Journalisten sollte man etwas mehr Blick ins Detail schon erwarten dürfen. Ich korrigiere, ich dachte, dass man dies von IHREN Redakteuren erwarten darf.

Ich habe Rat eingeholt und erfahren, dass wir eine Richtigstellung einfordern können. ABER, der Red Carpet Art Award realisiert alleine im September 15 Ausstellungen in drei Ländern, um junge

KünstlerInnen auszuzeichnen, zu ehren und zu bewerben.

Wir haben leider keine Zeit, um uns um Institutionen zu kümmern, die auf Vereine schießen, die genau gegen die ausbeuterischen Methoden in der Kunstszene kämpfen (ja – sogar deswegen gegründet worden sind), denn niemand zahlt uns die Zeit, die wir verlieren, um eine Richtigstellung von Ihnen einzufordern. Was mich wirklich betrübt, ist, dass sie unsere Sponsoren auch noch schlecht gemacht haben, die sicher gerne Unsummen für junge Kunst ausgehen wollen würden, dies aber seit Jahren gar nicht mehr können. Denn wenn es um den Erhalt von Arbeitsplätzen geht, hat die Kunst immer Nachrang. Und das natürlich zu Recht. Dass diese Unternehmen es dennoch schaffen, Kleinbeträge für ausgewählte Projekte zu mobilisieren, ist in den heutigen Zeiten ein Denkmal wert und sollte nicht gegen diese wenigen Unternehmen, die überhaupt noch sponsern können, verwendet werden. Der Verfasser kann wirklich stolz auf seine Leistung sein.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen ebenso produktiven und nachhaltigen Start in den Kulturherbst und am Ende des Tages Zufriedenheit darüber, dass man Gutes erschaffen hat.

Mit besten Grüßen

Manuel Gras

AUGUSTIN 443



443 AUGUSTIN

An Freitagen und Samstagen kann ich den Augustin gut verkaufen, da verkaufe ich 20 oder 25 oder sogar 30 Stück. Aber montags, dienstags und an den anderen Wochentagen verkaufe ich vielleicht nur fünf oder sechs, vielleicht sieben Zeitungen. Es ist nicht immer gleich. Am Wochenende kommen viele Leute, die die Zeitung kaufen.

Virginia Eftimoiu

Der einzige Job

In Österreich bin ich seit 2008 oder 2009, ganz sicher bin ich mir nicht. Ich komme aus Rumänien, aus einer Stadt, die etwa 100 Kilometer von Bukarest entfernt ist. Es gibt dort keine Jobs. Wenn es dort Jobs gäbe, würden die Leute nicht herkommen, um hier den Augustin zu verkaufen.

Den Augustin zu verkaufen ist gut, denn es ist der einzige Job, den ich machen kann.

Als Frau kann ich eigentlich keine Arbeit finden hier, außerdem kann ich nicht Deutsch. Ich kann nur den Augustin verkaufen. Als ich das erste Mal nach Wien kam, hatte ich bald eine Einschulung fürs Augustin-Verkaufen und konnte einen Augustin-Ausweis bekommen. Es gibt viele Ausgaben, die Miete muss bezahlt werden, Zugtickets und so weiter. Das Geld, das ich mit dem Verkaufen von Augustin-Zeitungen verdiene, reicht nicht, aber es ist eine große Hilfe im Moment. Ich habe fünf Kinder, große und noch kleine Kinder. Der älteste Sohn ist 27, eine Tochter ist 24 und eine 17 Jahre alt und die beiden jüngsten sind acht und sechs Jahre alt.

Meine Familie lebt in Rumänien, ich habe hier ein Zimmer gemietet. Für ein oder zwei Monate gehe ich wieder nach Rumänien zu meiner Familie, dann kehre ich wieder nach Wien zurück.

Es gibt viele Ausgaben, die Miete muss bezahlt werden, Zugtickets und so weiter



Foto: CAROLINA FRANK

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
 Verein Sand & Zeit.
 Herausgabe und Vertrieb der
 Straßenzeitung Augustin.
 Vereinssitz: 5., Reiprechttsdorfer Straße 31

Internet:
 www.augustin.or.at
 Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
 Kathrin Gräble, Andreas Hennefeld,
 Sonja Hopfgartner, Bernhard Wernitznig
 5., Reiprechttsdorfer Straße 31
 Tel.: (01) 54 55 133
 Fax: (01) 54 55 133-33
 vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
 Karl Berger, Lisa Bolyos (lib, DW: 16), Jenny
 Legenstein (JL, DW: 12), Evi Rohrmoser (DW:
 10), Reinhold Schachner (reisch, DW: 13),
 Ruth Weismann (RW, DW: 11)
 5., Reiprechttsdorfer Straße 31
 Tel.: (01) 587 87 90
 Fax: (01) 587 87 90-30
 redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
 COVER: Lisa Bolyos
 FOTOS: Florian C. A. Czech, Chris Haderer, Mario
 Lang, Anton Linelli, Claudia Magler, Wenzel
 Müller, Habib Nazar, Tom Stuppner, Lony
 Weichl, Thomas Weismann
 ILLUSTRATIONEN: Karl Berger, Anton Blitz-
 stein, Nadine Kegele, Thomas Kriebbaum, Much,
 Carla Müller, Eva Schuster
 TEXT: Desiree Bernstein, Martin Birkner, Hans
 Bogenreiter, Bärbel Danneberg, Christine
 Ehardt, Mehmet Emir, Hannes Gaisberger, Gott-
 fried, Julia Grillmayr, Chris Haderer, Nadine Ke-
 gele, Kerstin Kellermann, Rainer Krispel, Mario
 Lang (lama), Uwe Mauch, Wenzel Müller, Ali N.,
 Janina Niemann-Rich, Christoph Parzer, Phett-
 berg, Lisa Puchner, Daniela Rechling, Martin
 Reiterer, Jürgen Riedel, Erwin Riess, Martin
 Schenk, Brigitte Schmolzmüller, Robert Sommer,
 Anton Tantner
 LEKTORAT: Nadine Kegele

Strawzanzer_in:
 Verantwortlich: Claudia Poppe,
 5., Reiprechttsdorfer Straße 31
 strawzanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin:
 Verantwortlich: Aurelia Wusch
 5., Reiprechttsdorfer Straße 31
 Tel.: (01) 587 87 90-14
 radio@augustin.or.at

TV Augustin:
 Verantwortlich: Christina Steinle
 5., Reiprechttsdorfer Straße 31
 Tel.: (01) 587 87 90-15
 tv@augustin.or.at

Inserate:
 Tel.: 0 699 11 821 233
 inserate@augustin.or.at

Druck:
 Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
 3., Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
 AUGUSTIN: Die nächste Nummer
 erscheint am 27. September 2017
 Auflage dieser Nummer: 25.000

Mitglied des International
 Network of Street Papers

Abo-Tel.: (01) 587 87 90
 abo@augustin.or.at
 www.augustin.or.at/abo

 <http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>



Bankverbindungen BAWAG: iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic bawaatww
 PSK: iban AT80 6000 0000 9205 1517, bic OPSKATWW

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen. Wir bedanken uns bei allen Spender_innen und den 333 Liebhaber_innen, die dieses Projekt unterstützen.

Ein Gespräch über die Stadt für alle

«Öffnen könnte man noch viele Räume»



Foto: Anton Linell

Über den Wolken soll die Freiheit ja grenzenlos sein. Wie viel öffentlichen Raum es am Boden gibt, ist ein andere Frage.

«**Öffentlicher Raum – das Wohnzimmer der Stadt**», behauptet die Stadt Wien auf ihrer Homepage. Klingt gut, aber wie ist es wirklich? Und was genau ist öffentlicher Raum? Mit der Soziologin **Katharina Hammer**, die in der Arbeiterkammer Wien zu den Themen soziale Stadt, Bürger_innenbeteiligung und öffentlicher Raum arbeitet, hat **Ruth Weismann** bei einem Kaffee am Donaukanal gesprochen.

Der Sommer und das Draußen Sitzen neigen sich zwar dem Ende zu. Aber öffentlicher Raum wird ja ganzjährig genutzt. Wie kann man den Begriff öffentlicher Raum definieren?

Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Ein soziologisches Kriterium wäre: Öffentlicher Raum ist jener Raum, der für alle frei und gleichermaßen zugänglich ist. Wo man gratis hingehen kann, nichts konsumieren muss, den Ort einfach nutzen – das ist das, was die meisten Stadtbewohner_innen unter öffentlichem Raum verstehen. Es sind, meiner Meinung nach, gute Kriterien, denn sie machen verständlich, worum es geht. Man kann aber bei der

Definition auch differenzierter sein, wichtig ist etwa auch, welches Recht in einem Raum Geltung hat. Zum Beispiel das Museumsquartier, das eigentlich nicht der Stadt gehört, da steckt eine Betreiber_innengesellschaft dahinter. Aber das merken die Bürger_innen meist erst dann, wenn es ein Problem gibt und sichtbar wird, dass es ein anderer Raum ist als etwa hier am Donaukanal, der öffentlich ist.

Wie unterscheidet sich das Museumsquartier von öffentlichem Raum?

Es ist kein privater Raum, weil es relativ frei zugänglich ist. Es gibt aber eine Betreiber_innengesellschaft, die das Recht hat, eine Hausordnung zu erstellen, an die sich alle halten müssen.

Zum Beispiel können sie sagen, es dürfen keine selbst mitgebrachten Getränke mehr konsumiert werden. Sie haben auch einen eigenen Security-Dienst.

Welche Räume betrifft das noch?

Was man auch noch als halböffentliche Räume bezeichnet, sind Shopping-Malls. Dort hat man freien Zugang, zumindest wenn man den privaten Gesellschaften, die dahinterstecken, kein Dorn im Auge ist.

Was ja auch die Tendenz erklärt, in Einkaufszentren keine Bänke mehr aufzustellen, wo man einfach sitzen kann. Allerdings sind auch Parks in der Nacht oft zugesperrt. Gibt es genug Räume in Wien, die für alle frei zugänglich sind?

Einerseits hat Wien tolle Naherholungsgebiete, große Flächen, oder eben den Donaukanal. Aber wenn man sich die dicht verbauten Gründerzeitgebiete ansieht, da gibt es wenige Parks, wenige Freiflächen, aber eine dichte Bevölkerungsstruktur. Da kann es schon eng werden, wenn es um die Frage geht: Wo gehe ich hin, wenn ich einfach mal

rausgehen will? Aber auch der Donaukanal ist ein gutes Beispiel dafür, wie kommerzielle und nicht-kommerzielle Nutzungen in Konflikt geraten können. Die einen wünschen sich Flächen, die freigehalten werden, andere wollen immer mehr Restaurants errichten.

Da fehlt es also an konsumfreien Flächen. Gibt es davon tatsächlich immer weniger?

Was es bestimmt gibt, ist eine Zunahme von privaten Nutzungen, also etwa Großveranstaltungen, die Event-Charakter haben und gleich mal irrsinnig viel Platz in Anspruch nehmen. Oder Schanigärten vor Lokalen, die immer größer werden. Diese Entwicklungen konzentrieren sich häufig an bestimmten Orten. Man sieht das im ersten Bezirk, einer touristisch stark frequentierten Zone. Da ist es fürs Gastgewerbe interessant, einen großen Schanigarten zu haben. Das erzeugt Druck. Dadurch, dass es auf einem Fleck dann so viel kommerzielle Nutzung gibt, wird es schwierig, auch für die nicht-kommerzielle Nutzung noch genügend Fläche zu haben. Wie man ja auch hier am Donaukanal sieht.

Was sind aus ihrer Sicht die größten Herausforderungen, damit der öffentliche Raum für alle gut funktioniert?

Ganz wichtig ist, dass es in der Stadt das Bewusstsein gibt, dass öffentlicher Raum auch öffentlich bleiben soll. Die Kriterien der freien und gleichen Zugänglichkeit müssen einen hohen Stellenwert haben. Außerdem, dass man den öffentlichen Raum nicht an Private verkauft, also auf ausgewogene Nutzung achtet, und das auch in der Gesetzgebung festgeschrieben wird. Auch muss man den Spagat schaffen, nicht zu viele gesetzliche Vorschriften zu haben, weil sonst Nutzungen schwierig werden. Genehmigungen für Gassenfeste und Nachbarschaftstreffen zum Beispiel: Wenn die schwierig zu bekommen sind, ist das ungut für die Menschen, die vielleicht einfach mal ein kleines Fest machen wollen oder nur auf der Straße sitzen oder Musik machen wollen. Es müsste schon möglich sein, dass man auch einfach Dinge tun kann, die unterschiedlich sind. So unterschiedlich wie die Leute eben sind.

Sie haben mit einer Kollegin auf dem Blog «Arbeit&Wirtschaft» über das Projekt Grätzloase geschrieben. Worum geht es da?

Die Grätzloase ist ein Programm der Stadt Wien und die Idee ist, öffentliche Räume zu beleben und Leute dabei zu unterstützen, unterschiedliche Initiativen umzusetzen. Das Problem ist, dass oft die Ansprechpersonen, also die Stellen in der Stadt, fehlen und man nicht weiß, wohin man muss, wenn man diese und jene Genehmigung braucht, oder: Welche Genehmigung brauche ich überhaupt, wie kann so etwas laufen? Das Projekt soll die Stadtbewohner_innen im Umgang mit bürokratischen

Vorschriften unterstützen und es gibt auch kleine finanzielle Summen, damit Ideen umgesetzt werden können.

Aber wenn die Stadt einerseits sagt, der öffentliche Raum soll belebt werden, andererseits werden doch wieder Bänke abmontiert, wie etwa am Yppenplatz, weil da Obdachlose sitzen oder andere, die nicht ins allgemeine Bild passen – wie geht das zusammen?

Ja, das ist auch ein bisschen unsere Kritik am Projekt Grätzloase. Man muss schon darauf achten, wer sich daran beteiligt und wer nicht. Es ist interessant, dass etwa Obdachlose, die ja am meisten auf den öffentlichen Raum angewiesen sind, weil sie keinen privaten Rückzugsort haben, meines Wissens noch keine Grätzloase beantragt haben, um zum Beispiel ein Dach über einem Platz zu bekommen. Also es ist schon ein Programm für Leute, die Zeit haben, die sich zutrauen eine Idee umzusetzen und die mit bürokratischen Hürden umgehen können. Man könnte das auch ganz anders denken, damit andere Leute auch teilnehmen.

Brauchen wir also mehr und bessere Partizipation in der Stadt?

Es passiert auf jeden Fall in letzter Zeit viel in Richtung Partizipation in der Stadt, das ist positiv. Ob es gut oder schlecht funktioniert, müsste man sich je nach Projekt anschauen. Was man aber sagen kann, ist, dass es breiter angelegt sein könnte. Dass man versucht, Leute mit unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründen miteinzubeziehen. Es gibt die Gefahr, dass die, die sich ohnehin öffentlich gut artikulieren können, die ohnehin leichter zu Wort kommen, auch die sind, die an Partizipationsprojekten teilnehmen. Und dass die, die das nicht so gut können, vergessen werden. Da muss man nachschärfen.

Wie könnte man nachschärfen?

Indem man die Leute aktiv anspricht und Kommunikationsräume schafft, die so strukturiert sind, dass auch Menschen sich sprechen trauen, die das vielleicht nicht so gewohnt sind. Und Themen setzten, die breit gefächert sind. Bei Bauprozessen gibt es viele Beteiligungsprojekte, das ist aber sehr spezifisch. Man könnte auch ganz andere Dinge überlegen, wo Partizipation interessant wäre.

Zum Beispiel?

Wenn man zum Beispiel Arbeitslose aktiv ansprechen würde und danach fragen, wie öffentliche Räume für sie idealerweise aussehen müssten. Daraus könnte man ein Beteiligungsprojekt entwickeln, um herauszufinden, was die Leute wollen und brauchen. Für Jugendliche gibt es immer wieder Beteiligungsprojekte, zum Beispiel bei Parkgestaltung. Denn junge Menschen nutzen den öffentlichen Raum ja auch sehr viel. Aber das hat auch noch Luft nach oben, in der Art, wie sie sich einbringen könnten.

Was hat sich in den letzten 50 Jahren verändert, in Bezug auf den öffentlichen Raum?

Was für europäische Städte einschneidend war, ist der motorisierte Individualverkehr. Autos haben massiv zugenommen. Das ist sehr relevant, weil davor die Flächen anders genutzt wurden. Diese Flächen sind nun besetzt und stehen daher nicht für andere Dinge zur Verfügung. Was man auch merkt, ist, dass es zunehmend soziale Ungleichheitsverhältnisse gibt, die im öffentlichen Raum sichtbar werden. Habe ich eine kleine Wohnung, die ich mit vielen Leuten teilen muss, oder sitze ich in einer großen Dachgeschoßwohnung mit vielen Freiflächen? Das spielt eine Rolle bei der Frage, wie ich den öffentlichen Raum nutze, wie viel ich konsumieren kann oder will, welche Flächen ich nutze. Was auch zugenommen hat, sind kommerzielle Nutzungen im öffentlichen Raum. Weiters gibt



Foto: Thomas Weismann

Zunehmende soziale Ungleichheiten werden im öffentlichen Raum sichtbar



es öffentlichen Raum, der privatisiert wird. Diese Entwicklung ist in Wien im Vergleich zu anderen Städten glücklicherweise noch nicht so weit fortgeschritten. Da ist London sicher ein bedrückendes Beispiel, viel öffentlicher Raum wurde verkauft und Private bestimmen jetzt, wer sich hier aufhalten darf und was erlaubt ist. Das ist eine Tendenz, wo sich eine Stadt gut überlegen sollte, ob sie das will. Was sich noch verändert hat: Stadtwachstum. Wenn die Bevölkerungsprognose stimmt, wird Wien bis 2030 die Zwei-Millionen-Marke sprengen. Gleichzeitig wird der öffentliche Raum aber aller Voraussicht nach der gleiche bleiben, also man wird mit dem, was man hat, umgehen müssen. Da wird der Nutzungsdruck sicher stärker werden. Wichtig ist, zu überlegen, wie man bestimmte Flächen für die öffentliche Nutzung aufmachen kann. Schulsportthallen und Sportplätze etwa könnte man nach dem Unterricht öffentlich zugänglich machen und Mikrofreiräume sinnvoll gestalten. Öffnen könnte man noch viele Räume!

Wien und der Alkohol

Ein hartes Pflaster für Abstinenz

Alkoholtrinken vorm Bahnhof? Gehört dazu, sagen die einen. Gehört verboten, finden die anderen. Der Noch-Bürgermeister von Wien hatte angekündigt, bis zum Sommer eine Entscheidung zu treffen. Nun ist Herbst, die Trauben werden gelesen und **Anton Tantner** wirft einen Blick zurück in die kurze Geschichte der Wiener Abstinenz.

Belästigungen durch alkoholisierte Obdachlose, Gefährdung durch die Scherben zerbrochener Flaschen, Verschmutzung durch Erbrochenes und das Ärgernis öffentlichen Urinierens – welche Gründe auch immer für das Verbot von Alkoholkonsum im öffentlichen Raum angeführt werden, auf eine lange Tradition können sich Alkoholverbotszonen in Österreich nicht berufen: Erst seit etwas mehr als zehn Jahren werden solche vermehrt eingeführt, so unter anderem in Graz, Kapfenberg, Bregenz, Dornbirn, Salzburg und Innsbruck. Sogar der Verfassungsgerichtshof wurde ob dessen angerufen und entschied im Dezember 2015, dass die Untersagung des Alkoholkonsums im öffentlichen Raum keine Grundrechte verletzt. Das öffentliche Trinken eines Glases Weins und selbst das Tragen einer geöffneten Bierdose kann somit unter Strafe gestellt werden, während der Alkoholkonsum in Gastgärten oder temporär aufgestellten Festzelten selbstredend davon unberührt bleibt, kurz gefasst Alkoholgenuß denjenigen vorbehalten bleibt, die dafür ausreichend Geld aufbringen können.

Drogenanbaugebiet Wachau. Gerade für ein so weinseliges Land wie Österreich, das neben einer starken Alkoholloby bekanntlich mit der Wachau «eines der berühmtesten Drogenanbaugebiete der Welt» (Richard Schuberth) besitzt, sind solche Maßnahmen eher ungewöhnlich. Kirchliche Fastenregeln konnten gegen die hierzulande übliche, ohnehin katholisch grundierete Völlerei und Trunksucht nur wenig ausrichten, und in habsburgischen Gesetzessammlungen finden sich allenfalls ein paar zögerliche Bestimmungen, die das Öffnen der Wirtshäuser am Sonntag zu Gottesdienstzeiten oder

«Weinausschank bei den Leichen» (so eine Verordnung aus dem Jahr 1788) zu untersagen versuchten.

Ohnehin kam zu einer Zeit, in der nur unzureichend sauberes Trinkwasser zur Verfügung stand, alkoholischen Getränken der Status eines Grundnahrungsmittels zu: Im Wiener Bürgerspital etwa hatten die Insass_innen gemäß der Spitalsordnung von 1666 Anrecht auf täglich je 1,4 Liter Wein. Im ländlichen Bereich war dies ähnlich: Als im 19. Jahrhundert zunehmend der Branntwein aufkam, wurde dieser in Tirol so populär, dass dort Dienstinne anstelle einer Milchsuppe eine kräftigende «Branntweinsuppe» verabreicht bekamen.

Der Siegeszug des Branntweins begleitete und verschärfte das Elend der Industriearbeiter_innen in einem Ausmaß, dass Alkoholismus und damit verbundene Gewalttätigkeit auch in Wien zu einem relevanten sozialen Problem wurden, ohne dass die Stadtverwaltung zu entsprechenden Maßnahmen griff. Manche jener Politiker_innen, die später für Abstinenz warben, wie zum Beispiel Adelheid Popp, hatten die Auswirkungen des Alkoholismus in den eigenen Familien miterleben müssen. Sie selbst wurde von ihrem betrunkenen Vater, der starb, als sie sechs Jahre alt war, geschlagen; in ihren 1915 erschienenen Erinnerungen nimmt die

Schilderung des Schicksals geschlagener oder ermordeter (Ehe-)Frauen breiten Raum ein.

Einen wesentlichen Schub erhielt die österreichische Abstinenzbewegung durch den 1901 in Wien abgehaltenen 8. Internationalen Kongress gegen Alkoholismus und in der Ersten Republik erhielt der sozialdemokratische «Arbeiter-Abstinenzbund», beflügelt durch die Prohibition in den USA und das Ende des privaten «Alkoholkapitals» in der Sowjetunion, einen vergleichsweise großen Zulauf: Mit seinen 5000 Mitgliedern war er sogar in absoluten Zahlen stärker als sein deutsches Pendant.

Nicht besoffen wählen gehen. Ein generelles Alkoholverbot hielten jedoch auch die Abstinenzbefürworter_innen für unrealistisch, zumal im Parlament Christlich-Soziale und Deutschnationale offen die Interessen der Alkoholproduzent_innen vertraten und ungeniert den Kriegseinsatz «unserer Hauerburschen» lobten, die sich «fast durchwegs gut deutschgesinnt» gezeigt hätten. So konnte gerade mal erreicht werden, dass 1922 das Schutzalter gesetzlich auf 16 Jahre festgelegt wurde; des Weiteren erlangte das 1918 eingeführte Verbot, an Wahltagen und tags zuvor keine «geistigen Getränke» auszuschenken, eine gewisse Berühmtheit.

Letztere Bestimmung wurde 1945 per Verfassungsgesetz beibehalten, 1962 aber gelockert, fortan war der Ausschank nur mehr am Wahltag, und da nur bis eine Stunde nach Wahlschluss, untersagt. Verboten war wohlgerneht der Verkauf von Alkohol, nicht aber der Konsum, gerüchtweise wurden in dieser kurzen Zeit der gemäßigten Prohibition Wein und Bier statt in Gläsern in Häferln und Tassen ausgegeben.

Seit 1979 darf auch an Wahltagen wieder ganztägig gebechert werden, ohne dass Wirt_innen Geld- oder Arreststrafen befürchten müssen; die österreichische Gesetzgebung folgt damit einer nur zu begründeten Einsicht, die der tschechische Schriftsteller Bohumil Hrabal folgendermaßen formulierte: «Wer in Mitteleuropa leben will, darf nicht nüchtern sein!» ■

Steht kein sauberes Trinkwasser zur Verfügung, wird der Alkohol Grundnahrungsmittel



ILLUSTRATION: KARL BERGER

Protest gegen Abschiebungen

Ein Recht auf Zukunft

In Wien protestierten Afghan_innen gegen Abschiebungen. «Präsident Aschraf Ghani möchte, dass die Jungen nach Afghanistan zurückkehren und das Land wieder aufbauen. Aber wie soll man ein Land aufbauen, wenn man nicht einmal sicher auf der Straße gehen kann?», fragt ein Teilnehmer. **Kerstin Kellermann** berichtet.



«**D**as Bundesverwaltungsgericht spricht Afghanen oft Schutz zu», ist in der Zeitschrift «asyl» der Wiener Flüchtlings-NGO asylkoordination zu lesen. Und weiter: «[...] das Bundesministerium für Inneres sagt aber das Gegenteil.» Hat sich denn etwas geändert für afghanische Flüchtlinge in Österreich? «Afghanistan weigerte sich lange, Heimreisezertifikate für Nicht-freiwillig-Rückkehrende zu unterschreiben», erklärt der Wiener Rechtsanwalt Clemens Lahner, der sich auf Asylrecht spezialisiert hat. «Jetzt tun sie das aber. Dabei verschlechtert sich die Sicherheitslage dort von Tag zu Tag.» Vielen EU-Ländern reichen die erheblichen Sicherheitsbedenken, um keine Abschiebungen nach Kabul vorzunehmen, wird in der «asyl» erklärt. Österreich allerdings schiebt ab.

In einem Protestbrief der «Afghanischen Geflüchteten beim Wiener Refugee-Protestcamp 2017», jenes Protestcamp, das Ende August im Sigmund-Freud-Park aufgeschlagen wurde, wird ein Gutachter namentlich erwähnt, der mit veralteten und geschönten Gutachten über die Sicherheitslage in Afghanistan aufwarten würde. «Wenn ein länderkundiger Sachverständiger wiederholt durch das Bundesverwaltungsgericht bestellt wird, dann verwenden natürlich alle seine Gutachten», sagt Lahner dazu. Mit «alle» meint er jene Angestellten, die über Asyl zu entscheiden haben und die von ihrer Ausbildung her großteils keine Jurist_innen sind. «Zahlreiche Anschläge, staatliche Korruption sowie landesweite Verfolgung durch Aufständische machen ein Überleben in Kabul für abgeschobene Geflüchtete unmöglich», schreibt die Flüchtlingsgruppe hingegen selbst.

Friedlicher Protest. «Wir danken der Polizei für die gute Zusammenarbeit», ruft der afghanische Organisator der Protest-Kundgebung im Votivpark, eine Stunde vor dem offiziellen Ende der dreitägigen Veranstaltung um acht

Uhr abends. Er muss viele Ängste ausgestanden haben, übernahm er doch eine große Verantwortung. Viele hetzten im Internet und sahen die Afghan_innen schon in der Votivkirche – ähnlich dem Hungerstreik von Geflüchteten vor ein paar Jahren. Einige wenige Österreicher_innen sitzen auch hier im Sonnenuntergang am grünen Gras. Kinder spielen Fußball vor der Kirche mit dem Plakat «Mega-Ideen» auf der Fassade, klettern auf das rostige Europa-Denkmal. Um die 200 Menschen sitzen in der Wiese und unterhalten sich leise. Ab und an gibt es Reden, etwa von einer afghanischen Kickboxerin, der beim Beschwören der österreichischen Regierung die Stimme kippt. Ein junger Mann zeigt mir auf seinem Handy einen Brief, den ein gewisser Reza aus Kabul an seinen Freund schrieb, der aus Österreich freiwillig zurückkehren möchte: «Ich bin froh, dass du nicht mehr in Kabul bist und sicher vor den Anschlägen. Hier werden täglich um die Hundert Menschen getötet. In den letzten zwei Monaten habe ich meinen besten Freund verloren, meine Tante und mein Uni-Professor wurden getötet.» So ruhig, so brav ist diese Demonstration gegen Abschiebungen, die tödlich enden können – ein krasser Gegensatz zum lauten Geschrei gewisser Mitmenschen, die Angst vor eigener Armut haben und Flüchtlinge als «Blitzableiter» benutzen. «Wir haben das besprochen, ob wir über Lautsprecher diskutieren sollen», sagt der Afghane, der eigentlich bereits Österreicher ist und als Kfz-Techniker arbeitet. «Aber wir werden nicht die Nachbarn stören, so dass sie auf uns losgehen müssen. Wir protestieren friedlich.»

Diesmal war das Ende nicht in der Kirche geplant. Fröhliches Entschwinden der Beteiligten in alle Richtungen. Afghan_innen aus den Bundesländern müssen schleunigst zurück

in ihre Unterkünfte, sonst könnten sie vor verschlossenen Türen und also auf der Straße stehen. Keine Plane in den Bäumen wurde vergessen, nicht einmal eine Wasserflasche blieb liegen. Die Rettung, die bereits aufgefahren war, drehte wieder um. Eine ältere Dame mit Wollschal reicht Beobachter_innen die Hand zum Abschied.

Friedliches Land. Eine Grazerin beschreibt die erhebliche ehrenamtliche Flüchtlingsarbeit und meint, dass die Regierung versagt habe. «Diese Spalterei ist der falsche Ansatz für unsere Demokratie. Nachbarn werden gegen Nachbarn aufgehetzt. Warum bringt man in ein friedliches Land so einen Stress hinein? 18 Jahre Krieg in Afghanistan, der Iran macht die Grenzen dicht – das ist Menschen-schacherei, was mit den Flüchtlingen passiert», befindet sie.

Große Politik: Regierungen verhandeln mit anderen Regierungen, die sie akzeptieren, Bürger_innen bleiben außen vor.

«Das ist die allerleiseste, allerbravste Demo, die ich je sah», lacht eine afghanische Theatermacherin, die schon ein paar Jahre in Österreich lebt. Warum, glaubt sie, ist das so? «Die sind so extrem brav, weil Österreich so schlechte Bilder von afghanischen Männern zeigt. Die fühlen sich beobachtet. Die sind unter Druck. Die Medien wollten einen Aufstand haben, das hat die Männer leise gemacht.» Frei nach der Idee von Cesare Lombroso, einem bekannten italienischen Professor für Gerichtsmedizin, vom angeblich «geborenen Verbrecher», avancieren alle Afghanen schnell zu potenziellen Kriminellen, anstatt als zu Recht Geflüchtete behandelt zu werden. Dabei, so Rechtsanwalt Lahner, hat doch «jeder Mensch seine eigene Lebensgeschichte. Die sieht auch bei Afghanen sehr unterschiedlich aus und es gilt die Einzelfall-Entscheidung.» ■

Ich bin froh, dass du nicht mehr in Kabul bist und sicher vor den Anschlägen

”

Solidarische Abenteuer Nr. 6

Wasser, Häuser, Schulen

Tom Stuppner ist seit zehn Jahren mit dem Verein «Friends for Nepal» aktiv. Über dessen Arbeit am «Dach der Welt» und den Wiederaufbau nach dem schweren Erdbeben berichtet **Hans Bogenreiter**.



FOTO: TOM STUPPNER

Gemeinsam mit örtlichen Freiwilligen gelang es, 3000 Menschen zu helfen



losing. Ringsherum fielen Säulen um, Häuser stürzten ein, totales Chaos brach aus und durch die Zentrifugalkraft konnte ich mich nur sehr langsam auf die beiden zubewegen. Endlich konnte ich die Frauen erreichen und wir gelangten über eine Halde aus Müll und Schutt über eine hohe Mauer auf eine freie Fläche. Zufällig die Parkanlage des Vize-Präsidenten von Nepal, wo wir mit Gewehren im Anschlag empfangen wurden.»

Erstversorgung. Bei der mühseligen Rückfahrt zurück in das Dorf Lama Gaon, wo der Verein «Friends for Nepal» eine Schule baut, wurde das Ausmaß der Zerstörung erst richtig sichtbar. Umgehend errichtete der Verein ein Headquarter und begann, eine lösungsorientierte Strategie zu erarbeiten. Gemeinsam mit örtlichen Freiwilligen gelang es, 3000 Menschen binnen kürzester Zeit zu helfen. Dabei spielten soziale Medien eine tragende Rolle: Via Facebook konnte man mit Pateneltern und Sponsor_innen in Kontakt bleiben und sie stetig über die aktuelle Situation informieren. Mittels Google Earth wurde das Krisengebiet in Sektoren eingeteilt, um Menschen auch außerhalb des Dorfes und im Gebiet des Mount Everest rasch helfen zu können. Dabei, betont Stuppner, war die Zusammenarbeit mit anderen NGOs vor Ort ganz wichtig, gerade mit den kleineren Organisationen habe es positiven Zusammenhalt gegeben. Auch wenn dem Team seitens der nepalesischen Regierung immer wieder Steine in den Weg gelegt wurden, bauten sie bereits nach einigen Wochen neue Häuser für die Menschen, die ihre verloren hatten. Und diesmal sogar erdbebensichere.

Rückhalt. Besonders starken Rückhalt erhielten die «Friends for Nepal» von österreichischen Unterstützer_innen, die durch spontan organisierte Benefizkonzerte und Medienaufrufe 170.000 Euro sammeln konnten. Dieses Geld wurde zur schnellen Nothilfe verwendet: Es wurden Zelte, Schlafsäcke, Ziegelsteine und vor allem auch Lebensmittel organisiert. «Mit dieser grandiosen Summe konnten wir nun auch den Grundstein für weitere Langzeitprojekte legen», freut sich Stuppner. In diesem Jahr wurde eine Gesundheitsstation inklusive Angebot zur Trauma-Therapie fertiggestellt und einem Team an Ärzt_innen und Pfleger_innen übergeben. Ein Wasserprojekt mit Pipeline und Abfüllanlage für wiederbelebtes Wasser und der Aufbau einer Siedlung sind gerade in Planung. Das Wasserversorgungsnetz soll 900 Familien versorgen, wenn alles gut geht, kann im September, wenn Tom Stuppner wieder nach Nepal reist, das Kommando «Wasser marsch!» gegeben werden.

Tom Stuppner bedankte sich am Ende der Veranstaltung in Mattsee bei seinen Unterstützer_innen, die vor allem aus Österreich und Deutschland, aber auch Brasilien, Hongkong und der ganzen Welt kommen.: «Ich bin so dankbar für die Unterstützungen! Diese zeigen uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Es gibt noch viel zu tun und wir freuen uns über jede nur erdenkliche Hilfe. Damit wir den Menschen in Nepal den Weg in ein Leben mit Zukunftsperspektiven ein Stück weit ebnen können.»

www.himalaya-development.org

Lange Jahre arbeitete Tom Stuppner als Entwicklungshelfer. Den Himalaya kennt er gut, seine Frau Usha ist Nepalesin. Herz und Erfahrung zusammenzubringen ist das, was ihn antreibt. Fast die logische Konsequenz also, in Nepal mitanzupacken. 2007 gründete er den Verein «Friends for Nepal», den er zusammen mit «ein paar jungen oder jung gebliebenen Individualisten» betreibt, wie auf der Homepage zu lesen ist. Mit dabei sind Leute aus Österreich und Nepal, die versuchen, auf direkte Weise dort zu unterstützen, wo es nötig ist.

Das ist, laut Verein, vor allem Eines: Die Landflucht zu stoppen. Dazu braucht es Infrastruktur, welche die Dorfstrukturen stützt. In enger Zusammenarbeit mit der örtlichen Bevölkerung wurde etwa innerhalb kurzer Zeit eine Schule nach anthroposophischen Kriterien, aufgebaut, in der Lehrer_innen aus der Region unterrichten. Zudem wurde auch ein Waisenhaus weiter ausgebaut. Überschattet wurde die gesamte Arbeit allerdings durch die schweren Erdbeben im Frühjahr 2015, die große Zerstörungen anrichteten, sodass seither der Wiederaufbau im Fokus der Vereinsarbeit steht.

Wiederaufbau. Tom, seine Frau Usha, deren Cousine Sankita und weitere Bekannte wurden vom dem Beben am 25. April 2015 in der Hauptstadt Kathmandu überrascht. Obwohl im wahrsten Sinn des Wortes schwer erschüttert, organisierten sie gemeinsam mit «Friends for Nepal» umgehend Soforthilfe und begannen mit dem Wiederaufbau der zerstörten Häuser.

Erdbeben sind keine Seltenheit in Nepal. Stuppner hat in drei Monaten mehr als Tausende erlebt. Zwei davon waren extrem. Das schwere Beben vom 25. April schildert er nach seiner Rückkehr bei einer Veranstaltung in Mattsee so: «Kurz zuvor hatten wir auf dem Bio-Markt in Kathmandu mit einem britischen Armeepfarrer über Armageddon gesprochen. Keine halbe Stunde später begann die Erde zu beben. Bei einem Erdbeben wirken Fliehkräfte und zusätzlich rüttelt und schüttelt sich der Boden. Ich hatte totale Angst um Usha und Sankita, die auf einer Brücke standen, als es

Erinnerungen an eine bessere Zeit oder:

Klassenkampf in Pink

«foodora Fahrer sind die freundlichsten und großartigsten Lieferexperten in deiner Stadt. Als foodora Fahrer wirst du stets interessante Leute treffen und wirst belohnt für deinen Service.» Was klingt wie der holprig übersetzte Text eines japanischen Glückskekse, ist ein Versprechen an zukünftige Mitarbeiter_innen. Über die Realität hat sich **Martin Birkner** mit foodora-Betriebsrätin **Adele Siegl** unterhalten.

Seit diesem Frühjahr gibt es einen Betriebsrat bei Foodora. Dies ist beachtlich, gelten Fahrradbot_innen doch als schwer organisierbar. Das Essenzustell-Unternehmen Foodora – die Fahrer_innen sind ob ihrer penetranten neonpinken Arbeitskleidung im Stadtbild nicht zu übersehen – beliefert seit Sommer 2015 Wiener Haushalte mit Essen. An die 300 Fahrer_innen gibt es derzeit.

Adele Siegl, Sie sind seit dem Frühjahr Betriebsrätin bei Foodora. Was sind im Moment ihre zentralen Tätigkeitsfelder?

Wir setzen uns für Verbesserungen für die Fahrer_innen ein, wie Zuschläge in der Wintersaison, in der die Fahrten deutlich anstrengender und gefährlicher sind: Nässe, Kälte und die frühe Dunkelheit. Darüber hinaus sind wir ständig in Kontakt mit der Gewerkschaft Vida, die derzeit einen Kollektivvertrag für unser Gewerbe erarbeitet. Der gilt allerdings nur für die angestellten Fahrer_innen, während momentan fast ausschließlich freie Dienstnehmer_innen eingestellt werden. Die Frage ist allerdings, ob dies angesichts der identischen Tätigkeiten zulässig ist.

Die Betriebsratsgründung war auch eine Antwort auf eure Unzufriedenheit, oder?

Ja, bereits im Winter 2015/2016 veränderte sich die anfangs sehr kollegiale und solidarische Stimmung im Betrieb. Unsere «Garage» – ein beheizter Raum, in dem wir uns treffen konnten, plaudern, was trinken oder unsere Räder reparieren – wurde geschlossen. Das war ein klarer Vorstoß gegen die Gemeinschaft unter den Fahrer_innen. Außerdem waren wir bis Anfang 2016 alle angestellt. Dies hat sich seither stark verändert. Nicht zuletzt daraus wurde auch die Idee eines Betriebsrats geboren.

Es gab ja auch einige Kündigungen, just zur Zeit der Betriebsratsgründung. Wie ist das Betriebsklima derzeit?

Ja, damals wurden an einem einzigen Tag 70 Leute gekündigt! Zum Teil wurden auch Leute gekündigt, die schon länger für Foodora fuhren – als ob mit ihnen die Erinnerungen an eine bessere Zeit ausgelöscht werden sollte. Heute ist das Klima ganz anders, da sich wenige Fahrer_innen überhaupt untereinander kennen.

Es mangelt derzeit an vielem, vor allem eine Pausenregelung bei über 35 Grad ist gefragt, sowie Zuschläge für den Winter oder am Wochenende. Im Winter benötigt Foodora mehr Fahrer_innen, da die Leute wegen dem kalten Wetter nicht so gerne Essen gehen. Viel im Herbst eingestellte Fahrer_innen wird dies aber nicht kommuniziert und im Frühjahr werden sie dann vor vollendete Tatsachen gestellt und müssen gehen. Dagegen müssen wir uns wehren.

Welche unterschiedlichen Arbeitsverhältnisse gibt es bei Foodora und wie wirkt sich das auf die Betriebsratsarbeit aus?

Rund ein Viertel der Beschäftigten sind Angestellte, der Rest freie Dienstnehmer_innen. Von Rechts wegen sind wir zwar nur für die Angestellten zuständig, wir versuchen aber selbstverständlich alle zu vertreten. Bei geplanten Kündigungen beispielsweise haben wir jedoch nur bei Angestellten etwas mitzureden. In unserem Kommunikations-Chat, in dem wir

WIENER WIRTSCHAFT
KURIERT VON
MARTIN BIRKNER & CLEMENS STAUDINGER



über Probleme und mögliche Interventionen diskutieren, sind auch freie Dienstnehmer_innen aktiv.

Müssen bei Foodora Beschäftigte ihren Rucksack tatsächlich selber kaufen?

Nein, das ist ein hartnäckiges Gerücht. Es ist lediglich eine Kautions hinterlegen, der Rucksack wird vom Betrieb zur Verfügung gestellt. Ganz anders allerdings als die Fahrräder und Smartphones, die von den Fahrer_innen selbst eingebracht werden. Wir rufen die Kund_innen also von unseren privaten Handys an. Das sollte sich – nicht zuletzt aus Datenschutzgründen – ändern!

Wie ist das Verhältnis zur Geschäftsführung?

Es war schon mal besser. Seit im Frühjahr die Geschäftsführung verschlankt und ausgetauscht wurde, ist einiges unpersönlicher und oberflächlicher geworden.

Gibt es Kontakte zu Beschäftigten bei anderen Essenzusteller_innen? Werden diese eher als Kolleg_innen wahrgenommen oder als Konkurrenz?

Als Kolleg_innen. Wir grüßen uns selbstverständlich auf der Straße, wenn Zeit ist, wird etwas geplaudert – auch über Arbeitsbedingungen. Eine engere Vernetzung wäre aber sicher wünschenswert. Vielleicht entwickelt sich ja aus den Kollektivvertragsbestrebungen dahingehend etwas.

Lassen Sie sich selber Essen nachhause liefern?

Manchmal schon. Das Problem ist halt, dass wenn ich nach der Arbeit nach Hause komme, Foodora nicht mehr liefert. ■



ILLUSTRATION: MICH

GEHT'S MICH WAS AN?

Werte müssen diskutierbar bleiben

Das neue Integrationsgesetz, das höchstwahrscheinlich mit 1. Oktober in Kraft tritt, schreibt sogenannten Drittstaatsangehörigen sogenannte Wertekurse vor. Die Werte kommen aus dem Innenministerium. Staatlich verordnete Werte? Wem sie verpflichtend verordnet werden sollen, ist ja nun nicht zufällig. Zäh und schwer hält sich das koloniale Bild der rückständigen Anderen und das europäische Wertewir feiert vor dem Hintergrund dieses Bildes die eigene vermeintliche Überlegenheit und Fortschrittlichkeit. Ein Hort der Werte eben. Was aber ist der Fortschritt? Dass der Anteil der Frauen im österreichischen Parlament und in Leitungsfunktionen unsäglich niedrig ist? Dass Europas Grenzen hochmilitarisiert sind und dass die EU-Grenzregime für den Tod von Tausenden Menschen im Mittelmeer verantwortlich sind? Das Europa der Menschenrechte und der Geschlechtergerechtigkeit? Wie zynisch. Die Autor_innen und Konzeptor_innen der Wertekurse wissen scheinbar um die (Demokratie-)Defizite der Teilnehmer_innen genau Bescheid. Verallgemeinernde Unterstellungen. Werte, oder besser, Haltungen sind wichtig. Doch um welche Werte geht es? Die des Innenministeriums? Werte müssen verhandelbar bleiben. Doch hier wird ein anderer Weg eingeschlagen: Die Teilnehmer_innen der Kurse sollen denken, was erwünscht ist. Sie sollen diese Haltungen einüben mittels des Materials, das zur Verfügung gestellt wird. Kontroverse Positionen sollen nicht beachtet werden, was aber wichtig wäre. Die Teilnehmer_innen werden schlichtweg als nicht-wissend, über das falsche Wissen und die falschen Werte verfügend, permanent abwertend angesprochen. In dieser Konstruktion können sie scheinbar nicht für sich selbst sprechen, müssen umerzogen und belehrt werden. In diesem Bildungsverständnis wird außerdem ignoriert, dass Menschen aufgrund unterschiedlicher Erfahrungen, Geschichten, sozialer Hintergründe, Zugehörigkeiten, Standpunkte, unterschiedliches Wissen mit- und hervorbringen.

Die Werte kommen aus dem Innenministerium



Das neue Integrationsgesetz wird wohl kommen. Wodurch aber ist das Vorschreiben von Werten legitimiert? Das Vorschreiben von Werten erscheint nur dann legitim, wenn die Vorstellung ist, dass Werte keiner Ausverhandlung bedürfen. Das aber ist zu tiefst undemokratisch.

Daniela Rechling / LEFÖ – Beratung, Bildung und Begleitung für Migrantinnen

Das neue Journal für Entwicklungspolitik zu Migration & Grenze
Migrationsmanagement, was willst du?

Grenzen auf, Grenzen zu. Arbeitskräfte rein, Sozialleistungsempfänger_innen raus. Legalisierung, Kriminalisierung. Diese Stichworte beschreiben, was Migrationsmanagement ist: der feuchte Traum, Migration nach Prämissen der nationalökonomischen Nutzbarkeit zu steuern.

Parallel zur Migration und ihrem Management hat sich auch der entsprechende Forschungszweig etabliert, und darin wiederum sowohl jene Wissenschaftler_innen, die die Grenzpolitik mit ihren Forschungsarbeiten stützen, als auch jene, die sie kritisieren.

Zu Letzteren gehören die Herausgeber_innen des aktuellen «Journal für Entwicklungspolitik»: Irene Messinger, Gerd Valchars, Sara de Jong und Theresa Schütze setzen nach den großen Flucht- und Unterstützungsbewegungen 2015 an, um das Grenz- und Migrationsmanagement des österreichischen Nationalstaats im Zusammenspiel mit international agierenden Organisationen und im Konflikt mit Flüchtlingen, Migrant_innen und Aktivist_innen zu diskutieren. Zum «Migrationsmanagement» à la Österreich, das vor allem von der ÖVP bestimmt wird

(die SPÖ sei «in migrationspolitischen Fragen tief gespalten») und habe sich, um dem internen Konflikt auszuweichen, «zunehmend aus diesem Politikfeld zurückgezogen», gehören nicht nur die Schließung der Balkanroute und der «Ruf nach Kontrolle, Abschottung und Ausweisung», sondern etwa auch die sukzessiven Kürzungen von Sozialleistungen, um Menschen schlicht die Überlebensbasis zu entziehen.

In den Beiträgen des vorliegenden Hefts geht es um die Staatsbürgerschaft als Steuerungsinstrument, um moderne Formen der «Gastarbeit» und das gewerkschaftliche Feld, das sich darin auftut, ebenso wie um Fluchthilfe und ihre Kriminalisierung – im Fokus immer die Bedürfnisse, Erfahrungen und Kämpfe der Migrant_innen; denn dazu, so die Herausgeber_innen, ist kritische Migrationsforschung da.

lib

Journal für Entwicklungspolitik 1/2017: Migrationsmanagement: Praktiken, Intentionen, Interventionen. Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik
127 Seiten, Einzelheft 11,90 Euro. Erscheint vierteljährlich

VOLLE KONZENTRATION

Ausgebeutet

Ernte, Bau und Tourismus haben in der warmen Jahreszeit Saison. Gemeinsam ist den drei Branchen auch, dass sie «working poor»-Verhältnisse anbieten: viel Arbeit, wenig Geld. Dafür sorgen zeitlich begrenzte Arbeitsverträge und die fehlende Ahndung von Arbeitsrechtsverletzungen. «Feldforschung, Protokoll einer mageren Ausbeute» nimmt sich dieser Frage auf der Bühne an. Am Beispiel von landwirtschaftlichen Saisonarbeitsverhältnissen in Tirol und Niederösterreich und dokumentierten Protesten dagegen wird der Kreislauf «Nahrungskette – Handelskette – Nordkette» unter die Lupe genommen und die unsichtbare Arbeit hinter der Biotomate ins Rampenlicht gerückt. Mit anschließender Diskussion.

Sa, 30. September, und So, 1. Oktober, 20h
WERK X-Eldorado, 1., Petersplatz 1
Eintritt frei, Reservierung:
reservation@wienwoche.org

Freiwillig

Die Schule beginnt, und wer am Nachmittag Erklär- und Lernbedarf hat, kann zum Beispiel in die Lerncafés der Caritas gehen. Dort werden Kinder bei Hausaufgaben unterstützt und Sprachkenntnisse verbessert. Die Lerncafés sollen dazu beitragen, ein bisschen was von dem Spalt zu schließen, der sich zwischen Kindern mit viel und Kindern

mit wenig familiärer Betreuung aufmacht. Schüler_innen, deren Eltern zum gemeinsamen Lernen keine Zeit haben oder denen schlicht das Wissen fehlt, sind herzlich willkommen, sich diese Unterstützung extern zu holen. Elf solcher Cafés gibt es in Wien und Niederösterreich, und für alle elf werden freiwillige Helfer_innen gesucht.

Info und Anmeldung: www.zeitschenken.at
freiwillig@caritas-wien.at

Reich

«Geld macht nicht glücklich», das mag schon seine Richtigkeit haben – aber so wirklich unglücklich macht es wohl auch nicht. Zumindest bestätigen Statistiken über Gesundheit, Bildung und Wohnverhältnisse, dass die Reichen besser aussteigen. Wie wird man reich? Und wie sichert man sich diesen Vorsprung? Kann man in einer Demokratie reich sein, während andere arm sind? Und wie könnte Umverteilung aussehen? Im «Handbuch Reichtum» (Studien Verlag 2017) sammeln die Herausgeber_innen Nikolaus Dimmel, Julia Hofmann, Martin Schenk und Martin Schürtz Wissen, das die Reichtumsforschung in Österreich einen großen Schritt vorantreibt. Bei der Veranstaltung «Kapitale Möglichkeiten» stellen Anfang Oktober eine Reihe von Autor_innen ihre Beiträge vor.

Mi, 4. Oktober, 14–17 Uhr, AK-Wien Bildungszentrum
4.Theresianungasse 16–18

TRICKY DICKYS SKIZZENBLÄTTER



Unser Bio. Unsere Qualität.

Natürlich ist das nichts als Schinken.

Bio-Schinken ist natürlich etwas Köstliches. Weil die Bio-Schweine wühlen können, Auslauf ins Freie haben und gentechnikfreies Futter aus biologischem Anbau bekommen. Und weil der Schinken purer Schinken ist. Ohne zusätzliche Geschmacksverstärker und ohne Phosphate. Das ist Bio. Kontrollierte Qualität. Garantiert mit dem EU-Biologo und dem AMA-Biosiegel.

bioinfo.at

Der Inhalt dieser Veröffentlichung gibt allein die Meinung des Autors wieder, der allein für den Inhalt verantwortlich ist. Die Europäische Kommission haftet nicht für die etwaige Verwendung der darin enthaltenen Informationen.

KAMPAGNE FINANZIERT MIT FÖRDERMITTELN DER EUROPÄISCHEN UNION

DIE EUROPÄISCHE UNION UNTERSTÜTZT KAMPAGNEN ZUR FÖRDERUNG DES ABSATZES LANDWIRTSCHAFTLICHER QUALITÄT SERZEUGNISSE.

Streifzüge durch die fotografierte Stadt

Urbanes Liebesmaß

Fassaden, die Geschichte erzählen. Rudolf Kohoutek speichert in «Wiener Grund» die Stadt ab, wie sie kurz vor der Finanzkrise, vor dem Investitions- und Neubauboom aussah. **Lisa Bolyos** ist auf seinen fotografischen Spuren durch Wien geschlendert.

Die «Vorzügliche Wr. Küche» gibt es noch, oder vielmehr: das Portal dazu in der Dornbacher Straße 35, dort, wo der 43er von Neuwaldegg kommend aus der Vollbadgasse Richtung Hernals abbiegt. Nicht nur vorzügliche Wiener Küche wurde hier kredenzt, sondern, so verspricht ein zweites, ebenso im Zerfall begriffenes Schild auf dem Windfang, auch «Erstklassige Hauer Weine». Der Hauer ist übrigens kein anderer als der Winzer, er hat seinen Namen von der Weinhaue, mit der im Weingarten händisch der Boden gelockert wird.

Hier am Eck, das eigentlich eine Kurve ist, reichen das unfeine und das feine Hernals sich die Hände; südostwärts schaut man Richtung Hernalser Hauptstraße, die zwar genau genommen Boulevardqualitäten hat, deren abgasgraue Fassaden aber Bände über die Wiener Wohn- und Verkehrspolitik sprechen. Nordwestlich liegt das schnuckelige Hernals des kontemplativen Spaziergangs, des gediegenen Achterls Veltliner, das Hernals des Lagezuschlags. Hier sind die Häuser renoviert und das Straßenpflaster poliert. Ein Schild auf einem frisch eingelassenen Holztor lässt wissen, dass derjenige, der hier wohnt, Immobilien «verwaltet und vermittelt». «Leben wie am Dorf zu Preisen wie in der Stadt», könnte sein Werbespruch sein.

Verfall ohne Kitsch. Rudolf Kohoutek ist ein Sonntagsflaneur – aus fotografischem Pragmatismus: «weil viele Menschen hinaus ins Grüne gefahren sind und keine geparkten Autos den Blick auf die Häuser verstellen». Wenn er für seinen Bild- und Textband «Wiener

Grund. Vermessung einer Liebe zur Stadt» durch die Gassen der Vor- und Innenstadt streift, findet er in den Erdgeschoßzonen Fassaden, Eingänge und unbeabsichtigte Architektur-Kombinationen, die ihm die Geschichte der Stadt und ihrer Entwicklung erzählen. Sein Band hält Wien knapp nach der Krise 2008 fest, bevor Immobilieninvestment gepaart mit Stadterneuerung «– wohl unvermeidlich – die alten, seit 1900 kaum veränderten Zinskasernen modernisiert, parifiziert, die abblätternen Mauern geglättet und – wo immer möglich – höhere Mieten verlangt oder niedrigere ältere Häuser abgebrochen und durch architektonisch oft dürftige Neubauten ersetzt werden». Ein Anflug von Nostalgie ist da schon, dass diese Stadt, in der Kohoutek selbst aufgewachsen ist, radikale Um- und Abbrüche erlebt – nicht ausschließlich zu ihrem Besseren.

Kohoutek setzt ihr mit seinen fast vierhundert Fotos dennoch ein kitschfreies Denkmal. Den Karl-Marx-Hof rückt er nicht als beeindruckenden Monumentalbau ins Bild, sondern speist ihn mit einem Ausschnitt ab, der auch von einem Einfamilienhaus im Wiener Speckgürtel stammen könnte: zwei Erdgeschossfenster die Augen, eine Kellerluke der Mund. Witterungsflecken, Korrosion, Ausbleichungen nehmen für den Stadtbeobachter Gestalt an: «extreme Mischwesen aus der Einwirkung von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren». Ein Verteilerkasten hat durch freigelegte Rohre Beine bekommen; ein Rest von Verputz wird im Auge der Betrachterin zu einem Reptil; zwei lange nicht mehr geöffnete Fenster sind von innen durch Tellwolle, von außen durch Efeu «gedämmt». Das Kaputte, Vergessene verspricht schöne Fotos, aber Kohoutek weigert sich, dem «ästhetischen Mehrwert des Verfalls» in die Falle zu tappen. Die Sanierung einer Stadt erzählt ihm immer auch etwas über die «ökonomische Rangordnung»

ihrer Bewohner_innen; und wo heute ein verträumter Blick auf verfallene Gemäuer fällt, kann morgen schon die Grätzel-Verteuerung einsetzen. Soll die Stadt gepflegt und hergerichtet werden, oder ist es gerade ihre «nachlässige Instandhaltung», sind es die «geringfügigen Illegalitäten der Baukultur», die sie charmant und lebenswert machen? Für einen wie Kohoutek muss der Widerspruch zwischen urbanem Gefühl und planerischer Vernunft bestehen bleiben.

Städtische Schatzsuche. Wer lange in der Stadt wohnt und Zeit hat, sie aufmerksam zu durchstreifen, hat unvermeidlich ein Lieblings-Kleinod, ein Symbol, das für die Fortentwicklung steht oder für die Nischen, die ihr bisher entgangen sind. Am Lerchenfelder Gürtel zum Beispiel gibt es, trotz permanentem Autoverkehr sauber glänzend, ein entzückendes kleines Geschäftsportal mit dem geschwungenen Schriftzug der 60er Jahre: «Immobilien». Es ist ein Paradoxon der Stadtentwicklung. Es verweist auf eine Zeit, in der mit Immobilien gerade mal ein Kleinfamilienauskommen erwirtschaftet wurde. Angesichts des Abriss- und Neubaugeschäfts, dem Wien in den letzten zehn Jahren nachgegeben hat, hat es etwas Putziges, Unglaubliches, beinahe Tröstliches.

Urbane Schätze dieser Art finden sich hundertfach in Rudolf Kohouteks «Wiener Grund». Dabei liegt ihm nicht so sehr daran, ehemals ernstgemeinte, heute witzig erscheinende Geschäftsnamen vorzuführen (nur manchmal gibt er nach und hält etwa das rosafarbene Wort «Ästhetik» auf einem abgeranzten Fußpflege-Portal im 20. Bezirk fest), sondern vermisst seine urbane Liebe an geometrischen Formen, die auf Hausfassaden entstehen, weil ein anderes Haus abgerissen wurde und nur die Silhouette zurückblieb oder weil Entlüftungsgitter mit alten Kellerfensterscheiben eigenwillige Tableaus bilden. In gemächlichem Tempo durchschreitet Kohoutek Wien – «kein Problem, solange ich noch rauchen darf». Wer seine «Vermessung einer Liebe zur Stadt» durchblättert, wird der Lust nicht widerstehen können, selbst schauen zu gehen. ■



„Wo ein verträumter Blick auf verfallene Gemäuer fällt, können morgen schon die Preise steigen



Rudolf Kohoutek: Wiener Grund. Vermessung einer Liebe zur Stadt. Park Books 2017, 224 Seiten, 38 Euro

Mittlerweile wird auch im Kärntner Gailtal die NS-Vergangenheit aufgearbeitet

Wanderung durch die Geschichte

In Hermagor veranstaltet der Verein «Erinnern Gailtal» regelmäßige «Stadtspaziergänge gegen das Vergessen», bei denen Geschichte lebendig wird. Chris Haderer (Text & Fotos) ist ein Stück Weg durch die Kärntner Erinnerungskultur mitgegangen.

Ein Samstagnachmittag in der Kärntner Bezirkshauptstadt Šmohor, von den Einheimischen auch Hermagor genannt. Vor der Neuen Mittelschule haben sich etwa 15 Personen versammelt. Auf sie wartet eine knapp zweistündige Wanderung der besonderen Art, nämlich ein «Stadtspaziergang gegen das Vergessen». Veranstaltet wird er seit dem Jahr 2013 vom Verein «Erinnern Gailtal», der sich intensiv mit der Aufarbeitung der gerne verdrängten und vergessenen NS-Vergangenheit der Region auseinandersetzt. «Es ist eine unbequeme Tatsache, dass sich NS-Gräueltaten nicht in fernab gelegenen Gebieten und Städten des Dritten Reiches zugetragen haben, sondern auch in unserer kleinen Bezirkshauptstadt», sagt Bernhard Gitschtaler, der mehrere Bücher zum Thema geschrieben hat, unter anderem «Das Gailtal unterm Hakenkreuz» (Kitab Verlag, Klagenfurt/Celovec) oder «Ausgelöschte Namen. Die Opfer des Nationalsozialismus im und aus dem Gailtal» (Otto Müller Verlag, Salzburg). Das Erinnern fällt in Kärnten bisweilen etwas schwer: Bis vor zehn, fünfzehn Jahren sei es im Bundesland der Freundschaftsurlauberinnen überhaupt Usus gewesen, die NS-Vergangenheit aus der Geschichtsschreibung weitgehend auszuklammern – was «mittlerweile etwas besser geworden ist, obwohl man uns immer noch ständig Steine in den Weg legt», sagt Gitschtaler, der schon wegen seines Namens eine gewisse Verwurzelung mit der Gegend nicht verleugnen kann: Auf der Landkarte ist Hermagor an der Einmündung des Gitschtals ins untere Gailtal zu finden, in der Nähe der italienischen Grenze.

In Hermagor gibt es eine Reihe von Sehenswürdigkeiten, die brav im Stadtplan des Tourismusbüros eingetragen sind, wie beispielsweise die Schlösser Mödernhof und Lerchenhof, die Burgruinen Malenthein und Khünburg oder die Filialkirche Schlanitzen. Die Plätze allerdings, die uns Bernhard Gitschtaler während des Stadtspaziergangs vorführt, stehen nicht auf der offiziellen Liste. Dazu gehören unter anderem der Hauptplatz, der – wie in jeder zweiten größeren Ortschaft in Österreich – einmal Adolf-Hitler-Platz hieß, das Armenhaus, die Soldatengedenkstätte, die Neue Heimat oder die Neue Mittelschule, auf deren Sportplatz sich während der NS-Zeit das Maidenlager des Reichsarbeitsdienstes befand. «Während den gefallenen Wehrmachts- und SS-Soldaten seit jeher viel Platz im kollektiven Gedächtnis eingeräumt wird, existiert eine kritisch-historische Aufarbeitung über die regionale Mitverantwortung an den NS-Verbrechen nicht», sagt Bernhard Gitschtaler. Oft erinnert man sich lieber an die gefallenen Täter als an die ermordeten Opfer, weshalb der Stadtspaziergang «zentrale Orte des nationalsozialistischen Herrschafts- und Gesellschaftssystems sowie Orte des rechten oder rechtsextremen Gedenkens» aufzeigen soll. «Erinnern», so der Politikwissenschaftler, «bedeutet auch Handeln.»

Eine Gedenktafel für einen Polizeiposten. Hermagor hat einen Bahnhof und etwas weniger als 6800 Einwohner_innen, von denen laut der letzten Volkszählung im Jahr 2001 überwiegende 94,7 % die österreichische Staatsbürgerschaft hatten, 1,6 % die deutsche, 1,1 % die bosnische und 1,0 % die kroatische. Die Glaubensmehrheit liegt mit 68,8 % bei den Katholik_innen, 25,6 % der Einwohner_innen bekennen sich zur evangelischen Kirche, 1,5 % zum Islam und 2,4 % kommen ohne vorgegebenes Gottesbild aus. Eine jüdische Community gibt es laut offiziellen Zahlen in Hermagor nicht – sie wurde von den Nazis ausgelöscht. Ein Beispiel dafür ist der Gemischtwarenladen Glesinger-Braun, der von 1929 bis 1938 in der Hauptstraße 38 bestand. Als Hitler 1938 die Parole «Keine Juden in der deutschen Wirtschaft»

ausgab, gerieten Arthur Glesinger und sein Cousin Alfred Braun ins Schussfeld der Antisemit_innen in Hermagor und mussten das Geschäft schließen. Das Gebäude wurde arisiert, Glesinger floh nach Palästina, kehrte nach dem Krieg nach Österreich zurück und starb 1957 vollkommen verarmt in einem Altersheim in Villach. Am Haus sehen wir eine Gedenktafel, die daran erinnert, dass hier vor etwa 150 Jahren ein Polizeiposten war – aber nicht «an ein jüdisches Geschäft, das der NS-Arisierung anheimfiel», erklärt Bernhard Gitschtaler.

Wir erreichen den Schützenpark: Viel Grün, schattige Bäume, Sitzbänke und ein auf den ersten Blick eher unscheinbares Denkmal für die «Gailtaler Schützen». Obwohl es bereits 1929 errichtet wurde und an den Ersten Weltkrieg und den Kärntner Abwehrkampf erinnern soll, ist es eigentlich ein Lehrbeispiel für die Propagandamaschinerie des NS-Regimes. «Wir stehen wie unserer Berge Wand und werden nicht wanken noch weichen», steht auf dem künstlerisch eher unbedeutenden Denkmal: «Es führt nur ein Weg ins Kärntnerland, der Weg über unsere Leichen.» Gemeint ist damit das vorwiegend aus Kindern und Großvätern bestehende Kärntner Freiwilligenregiment, das 1915 in den Karnischen Alpen den Einmarsch der Italiener verhinderte. 1945 wurde ihre Verteidigungsleistung von den Nazis für ihre eigenen Ziele ausgeschlachtet, die einen neuen «Kärntner Abwehrkampf» proklamierten. «Die morbiden NS-Phrasen und Durchhalteparolen zum Endsieg deckten sich dabei wortgleich mit der Inschrift auf dem Denkmal», sagt Bernhard Gitschtaler. «Bis heute sind sie in keinen Kontext gesetzt oder kommentiert worden.»

«Wir machen die Stadtspaziergänge in unregelmäßigen Intervallen und geben die Termine auf unserer Homepage bekannt», erzählt mir Bernhard auf dem Weg durch die Hauptstraße, die zwischen 1939 und 1945 Hubert-Klausner-Straße hieß, zum Hauptplatz. Klausner war der lokale Vorzeigenazi, der nicht nur als NSDAP-Gauleiter fungierte, sondern auch politische Ämter ausübte. Nach seinem Tod im Jahr 1939 in Wien erhielt der «Kärntner Andreas



Bernhard Gitschtaler vom Verein «Erinnern Gailtal» beschäftigt sich als Autor mit der NS-Vergangenheit dieser Region und bietet themenspezifische Stadtspaziergänge in Hermagor/Šmohor an

Hofer» ein Staatsbegräbnis, bei dem auch Adolf Hitler erschien. Heute erinnert nichts mehr daran: «Selbst Leute, die hier leben oder geboren sind, entdecken bei unseren Stadtspaziergängen immer wieder etwas Neues» beziehungsweise «viele sehen Dinge dann aus einer anderen Perspektive.»

Unter «ungeklärten Umständen» verstorben.

Wir erreichen den Hauptplatz. Eine Kirche, natürlich, Geschäfte, Wohnhäuser und Lokale, von denen eines «Gasthof Kaiser von Österreich» heißt und von dessen Wand Franz Joseph den ehemaligen «Adolf-Hitler-Platz» im Auge behält. «Über den Hauptplatz alleine könnte ich eine Stunde erzählen», meint unser Fachmann. Er hat einen Ordner mit alten Fotos dabei, die zeigen, wie es hier 1938 beim «Anschluß» ausgesehen hat: ein Meer aus Hakenkreuzfahnen vor einer erleuchteten Kirche. 4000 Menschen sollen es laut der NS-Gazette «Freie Stimmen» gewesen sein, die den Platz mit «brausendem Jubel» erfüllten. Im Haus neben der Kirche, wo sich die Erste Bank/Sparkasse niedergelassen hat, befand sich früher die Praxis von Albert Theodor Menninger-Lerchenthal. Er war beliebt, weil er Menschen ohne Geld auch kostenlos behandelte. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte er sich für ein Denkmal für die gefallenen Soldaten ein. Es wurde realisiert und 1937 von Menninger-Lerchenthal selbst zu einer Ode an den Krieg «heroisiert». Bei den Nazis fiel er dennoch in Ungnade, da sie ihn für einen «Halbjuden» hielten. Er verstarb 1944 auf der Radniger Alm unter «ungeklärten Umständen» im Beisein

eines NS-Offiziers. Das Denkmal des «sterbenden Soldaten» wurde in den 1960er-Jahren auf den Hermagorer «Heldenfriedhof» am Rand des Stadtfriedhofs verlegt. Seit 2013 gibt es eine Gedenktafel für Menninger-Lerchenthal, die neben Gedenktafeln für gefallene Wehrmachts- und SS-Soldaten hängt. Von seiner jüdischen Abstammung und den Repressalien gegen ihn ist nichts zu lesen – was Bernhard Gitschtaler als «geschichtsrevisionistisch» ansieht. Der Blick vom Kriegerdenkmal auf den Friedhof hinunter beendet den «Stadtspaziergang gegen das Vergessen» in Hermagor, wo «Opfer und Täter dicht nebeneinander beerdigt wurden», wie der Politologe anmerkt.

Etwas mehr als zwei Stunden sind vergangen. Nicht die Geschichte ist an uns vorbeigezogen, wir sind durch sie gegangen. Eine spannende Erfahrung, auch wenn man nicht aus Hermagor ist. Der «Stadtspaziergang gegen das Vergessen» ist ein exemplarisches Beispiel für Ereignisse, die überall in Österreich stattgefunden haben. Es sind bedrückende und tragische Geschichten, die sich hinter unscheinbaren Fassaden verbergen, und sie handeln von Menschen, die von Dämonen geschlagen wurden. Sich an sie zu erinnern kann das nicht ändern – aber vielleicht uns. ■



Lesung des Vereins «Erinnern Gailtal»
17. September, 18 Uhr
Kunstraum Ewigkeitgasse
17., Thelemangasse 6
www.erinnern-gailtal.at
Am 25. September sendet zwischen
15 und 16 Uhr Radio Augustin auf Orange 94,0
einen Mitschnitt dieses Stadtspaziergangs.

ba≠b+a

10 Jahre MUSA
Aus der Sammlung
der Stadt Wien

8. September 2017–
13. Jänner 2018



Edith Payer, Sloane's Agency, 2013, © Edith Payer

Besuchte Anzeige

MUSA Museum Startgalerie Artothek
Felderstraße 6-8 (neben dem Rathaus)
1010 Wien
www.musa.at

MUSA Stadt Wien NIEN KULTUR



Jenseits des grünen Rasens: Der Fußball als Beruf

Das Tor zur Welt

Ohne dass er es recht wusste, leistete Thomas Pörtl vor drei Jahren Pionierarbeit. Er schuf nämlich mit der sogenannten Fußballbibliothek eine Art Sammelstelle für Medien zum Thema Fußball, die bis dahin eine absolute Leerstelle war, jedenfalls im deutschsprachigen Raum. **Wenzel Müller** (Text & Fotos) besuchte ihn an seinem Arbeitsplatz in den Büchereien Wien.

Ein Arbeitszimmer, wie es sich mancher erträumen mag: auf dem Boden ein Ball, am Kleiderständer etliche Spielertrikots und auf dem Schreibtisch ein Fußball-Kartenspiel. Fast könnte man meinen, man habe sich in ein Jugendzimmer verirrt. Doch hier wird tatsächlich gearbeitet. Wir befinden uns in einem Büro der Büchereien Wien: in der sogenannten Fußballbibliothek. Herr dieser österreichweit einzigartigen Einrichtung: Thomas Pörtl.

Kurzer Haarschnitt, Bart, Lederjacke, selbst gedrehte Zigaretten: Der Bibliothekar ist 50 Jahre alt. Und in Fußball verliebt. Soweit er zurückdenken kann, erzählt er, sei er immer dem Ball nachgejagt. Erst auf der Gasse, in Graz, wo er geboren wurde, später in der Jugendabteilung vom SK Sturm Graz. Sein Jugendtraum war, Fußballprofi zu werden. Daraus wurde allerdings nichts, vor allem, weil seine Eltern darauf bestanden, dass er eine akademische Ausbildung macht.

Nun hat Pörtl, im Alter und nach erfolgreich abgeschlossenem Philosophiestudium, den Fußball doch noch gewissermaßen zu seinem Beruf gemacht, freilich abseits des grünen Rasens. Eben

mit jener Fußballbibliothek, die er vor rund drei Jahren, kurz vor Beginn der Fußballeuropameisterschaft, ins Leben rief.

Mit ihr leistete er, zu seinem eigenen großen Erstaunen, Pionierarbeit. Denn während Fußballmuseen wie die sprichwörtlichen Schwammerln aus dem Boden sprießen, war, wie Pörtl bei seinen Recherchen feststellen musste, eine Art Sammelstelle für all jene Medien, die zum Thema Fußball erscheinen oder bereits erschienen sind, bislang eine absolute Leerstelle, jedenfalls im deutschsprachigen Raum.

Insbesondere zwei Dinge standen Pate bei der Gründung der Fußballbibliothek. Zum einen Pörtl's traditionsgefestigte und bereits angesprochene Liebe zum Fußball, zum anderen ein ernstes Wort seiner Lebenspartnerin. So könne es nicht weitergehen, sagte sie ihm. Ihre Bibliothek im Wohnzimmer ginge über! Er müsse sich endlich von seinen Fußballbüchern trennen!

Was machen mit den inkriminierten rund 200 Werken, insbesondere aus dem Bereich Belletristik? Spätestens da realisierte Pörtl, dass er bei den Büchereien Wien als Katalogisierer angestellt ist.

Entsorgen kam nicht in Frage, aber warum die eigenen Fußballbücher nicht einem größeren Leser_innenkreis zur Verfügung stellen? Und so kam es denn auch. Mit seinem eigenen Bestand lieferte er das Fundament zum Aufbau der Fußballbibliothek.

Nicht dass die Büchereien Wien nicht schon vorher Fußballbücher besessen hätten, doch die waren auf die einzelnen Fachabteilungen verteilt: Essays fand man bei der «Politik», Belletristik bei der «Literatur» und Trainerhandbücher beim «Sport». Pörtl ging daran, die solcherart verstreuten Medien zusammenzuführen. Ein interdisziplinärer Ansatz, mit der Zielsetzung, die bekanntlich wichtigste Nebensache der Welt an einem Ort aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten. Der Experte spricht vom «Mikrokosmos Fußball», der viel über unsere soziokulturelle Situation aussage.

Inzwischen umfasst die Fußballbibliothek über 1000 Werke, darunter nicht nur Bücher, sondern auch Schallplatten, DVDs und sämtliche Jahrgänge der Fußballzeitschrift Ballesterer.

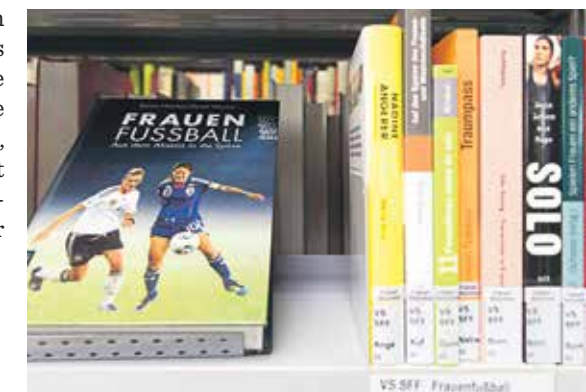
Kein Sammelauftrag. Im Unterschied zu Fachbibliotheken haben die Büchereien Wien keinen Sammelauftrag zu erfüllen. Sie orientieren sich vielmehr an den Wünschen ihrer Nutzer_innen, was unter anderem bedeutet, dass sie ebenso regelmäßig wie rigoros jene Medien aus dem Bestand nehmen, die seit mehr als zwei Jahren nicht mehr ausgeliehen wurden. Neuerdings kommen die aber nicht mehr

unbedingt zum Flohmarkt, sondern, sofern sie Fußball zum Thema haben, zu Thomas Pörtl, in die Fußballbibliothek.

Er verwaltet den Fundus, ist sozusagen die Zentrale. Seine Kooperationspartner sind momentan drei Häuser der Büchereien Wien: die Hauptbücherei und die Zweigstellen Philadelphiabrücke (mit Schwerpunkt Frauen- und Mädchenfußball) und Liesing (mit Schwerpunkt Kinder- und Jugendfußball).

Das Kind dort abholen, wo es steht. Über Fußball kann nicht nur Freude an der Bewegung geweckt, sondern auch Lust aufs Lesen gemacht werden. Das Kinderfußballbuch als Tor zur Welt der Bücher.

Frage an den Experten: Welches Fußballbuch kann er empfehlen, welches gefällt ihm besonders? Pörtl rollt in seinem Schreibtischsessel etwas zurück, zum Regal an der Wand hinter ihm, und zieht aus den Bücherreihen einen kleinen, schmalen Band: «Zidane und ich. Brief eines Fußballspielers an seine Frau» von Philippe Dubath. Das sei sein Lieblingsfußballbuch. Eine sehr nette Geschichte. Schon vor längerer Zeit erschienen und im Handel nicht mehr erhältlich. In den Büchereien Wien kann man es jedoch ausleihen. ■



Von B wie «Ballesterer» bis zu Z wie «Zidane und ich» – die von Thomas Pörtl errichtete Fußballbibliothek gilt als Unikat im deutschsprachigen Raum



KICK-TIPP

Wienerliga: FavAC – SV Donau; FavAC-Platz, 16. September, 15.30 Uhr. Die Wiener Linien feiern, und wir feiern mit. Die U1 geht in die Verlängerung, und wir gehen mit. Denn mit den fünf neuen Stationen rücken nicht nur leiwanke Parks, eine Therme und die Per-Albin-Hansson-Siedlung näher an die Stadt heran, sondern auch der eine oder andere Fußballplatz im Zehnten. Steigen wir gleich in der ersten neuen Station – Troststraße – aus. Von hier ist der FavAC-Platz in der Kennergasse mit einem kurzen Fußmarsch erreichbar. Das war er zwar auch bisher schon vom Reumannplatz aus, allerdings mit einem längeren Fußmarsch. Und beim Heimweg kann man nun auf der Favoritenstraße gar nicht mehr ganz falsch abbiegen. Was gibt es sonst noch zu sagen? FavAC – kennt man eh. Cooler Platz, grandiose Geschichte, modeste Gegenwart. Die Traditionalist_innen wird freuen, dass die Taxinummer aus dem Vereinsnamen verschwunden ist. Laut Homepage kann man diesen aber – so wie den Stadionnamen – jederzeit erwerben. Wäre das nicht etwas für mich? «Heute spielt wieder der FavAC Kick-Tipp mit Schmä im Augustin Kick-Tipper-Stüberl!» Hach.

10., Kennergasse 3
www.favac.at

Bundesliga: FK Austria Wien – SKN St. Pölten; Ernst-Happel-Stadion, 17. September, 19 Uhr. Wenn wir in der nächsten neuen Station – Altes Landgut – wieder aussteigen, brauchen wir vor allem Eines: viel Fantasie. Man muss sich vorstellen, dass der neue Fußballtempel der Austrianer am Tschechischen-Herz-Platz (wie ich immer noch sage) schon fertig ist. Dass man Austria-Fan ist. Und dass man ins Stadion geht. Ich weiß, das ist viel auf einmal. Aber ab jetzt kann man sich ja mit der U-Bahn annähern. Wer hingegen noch Träume im Leben hat, kann von hier aus ins Schwimmbad oder auf den FH Campus Wien gehen. Einmal Bilderbuchkarriere machen, und dann ab in den VIP-Club der Austria. Allerdings nicht mit der U-Bahn, sondern einem selbstfahrenden Einhorn. Die Veilchen spielen übrigens im Moment im Prater, folgen Sie einfach den Massen.

2., Meiereistraße 7
www.fk-austria.at

Oberliga A: FC 1980 Wien – Schwechat SV 1b; Franz-Koci-Anlage, 22. September, 19 Uhr. In 15 Minuten vom Stephansplatz nach Oberlaa. Da ist ja das Flusskrebs-Leberkässemmerl mit Morchelsenf vom Meisl am Graben noch ganz warm, wenn man am Koci-Platz (wie ich noch immer sage) eintrudelt. Aber die U-Bahn soll man ja nicht mit Essen vollstinken, also nehme man nichts mit und kaufe sich das entsprechende oder ein vergleichbares Produkt in der Kantine von FC 1980. Der Start in die Meisterschaft war für die 1980er nicht so toll, die Gegner von Schwechat 1b sind unangenehm und unattraktiv. Fußballschreiberlinge vom alten Schlag hätten an dieser Stelle einen Schwiegermutterwitz gebracht, aber so alt bin ich dann auch noch nicht. Und ich mag meine Schwiegermutter. Sie wohnt 2.000 Kilometer außerhalb Wiens.

10., Franz-Koci-Straße 1
http://vereine.fussballoesterreich.at/Fc1980Wien



«Sehr verbunden»

Sabine Ladstätter möchte in Ephesos ein Erbe fortsetzen. Doch sie darf jetzt nicht mehr hin. Von **Uwe Mauch** (Text) und **Mario Lang** (Foto)

Ephesos-Expertin: die Wiener Archäologin Sabine Ladstätter

Endlich könnte das dunkle Zeitalter von Ephesos beleuchtet werden! Das 100-köpfige Grabungsteam unter der Leitung von Sabine Ladstätter hat zuletzt etliche Knochen und Keramiken ausgegraben, die darauf hinweisen, dass sich der historische Ort in der heutigen Westtürkei zwischen dem 7. und dem 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung über Umwege von einer antiken zu einer neuzeitlichen Stadt gewandelt hat.

«Ephesos», erklärt die Direktorin des Österreichischen Archäologischen Instituts, «ist zunächst von einer römischen Stadt mit 250.000 Einwohner_innen zu einem Bauerndorf mit wenigen Häusern geschrumpft.»

Schon sind wir mittendrin in einem historischen Entwicklungsroman, den hiesige Archäolog_innen seit Kaiser Franz Josefs Zeiten in Kleinasien zutage fördern. Schon möchten wir mehr erfahren über die sogenannten «Dark Ages»: Wie erlebten die Menschen damals das Schrumpfen der Stadt und den damit einhergehenden soziokulturellen Wandel? Wie hausten sie inmitten der römischen Ruinen? Was wussten sie von ihren Vorfahren? Pflügten sie ihr Erbe? Wie sehr hierarchisch war das Dorf organisiert?

Ladstätter und ihr Team sollten seit Mai wieder in der Türkei sein, um ihre Funde in den Grabungsdepos zu analysieren. Doch die international geschätzte Expertin für Klassische Archäologie sitzt mit ihrem Team in Wien fest. Gefangen von einer Politik, die da wie dort Konstruktives zerstört. Factum est: Die Archäolog_innen aus einem kleinen

europäischen Land im Wahlkampf-Dauermodus dürfen im Erdoğan-Reich bis auf Weiteres nicht forschen.

So bleibt immerhin Zeit für Aufarbeitung. Auf die Frage, wie sehr sie den unverschuldeten Grabungsstopp bedauert, erklärt die 49-jährige Archäologin: «Das ist ein enormer Einschnitt in einem Forscherleben. Ich arbeite seit nunmehr 22 Jahren in Ephesos. Und ich darf sagen: Es waren 22 intensive Jahre.»

Wie sehr Ladstätter Archäologin ist, beweist auch folgende Anekdote: «Ich bin im Urlaub extra nach Detroit geflogen, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie sich Menschen in einer daniederliegenden Stadt neu organisieren. Ich meine, wer fährt freiwillig in seinem Urlaub in eine amerikanische Industriestadt, die völlig verarmt ist?»

Ihr Vater war Gendarm in Völkermarkt, ihre Mutter Sekretärin. Berufliche Vorbilder in der Familie gab es also nicht. Dennoch stand für sie ab dem Kindergartenalter fest: «Ich wollte unbedingt Archäologin werden. Meine Mutter erzählt heute noch, dass ich mit der Schaufel im Garten gegraben habe und zum Mittelpunkt der Erde wollte, beeindruckt von den Erzählungen von Jules Verne.» Sie spricht dann von Glück, dass ein fortschrittlicher Lateinlehrer im Rahmen eines Schulversuchs ihr historisches Interesse weiter gefördert hat.

Gerne erinnert sich Sabine Ladstätter auch an den Moment, als sie zum ersten Mal auf den Stufen der Grazer Karl-Franzens-Universität stand und den Schriftzug des Instituts für Klassische Archäologie las: «Da habe ich mir gedacht, dass ich mich jetzt endlich den ganzen Tag mit

i Lokalmatador_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des Augustin.

AUGUSTIN 43

LOKAL-MATADORIN
No 394



dem beschäftigen darf, was mich wirklich interessiert.»

Schon ihr erster wissenschaftlicher Fokus galt den Dark Ages, nicht in Kleinasien, sondern auf dem Kärntner Hemmaberg, wo sie bei Ausgrabungen Geld für ihr Studium verdiente. Wo sie auch das Material für ihre erste eigene wissenschaftliche Arbeit fand.

In ihrer Doktorarbeit widmet sich Ladstätter der slawischen Besiedlung des südostalpinen Raums: «Am Übergang der Spätantike zum Mittelalter siedeln sich Bauern aus Osteuropa bei uns an und vermischen sich mit der ansässigen Bevölkerung.» Auffallend: «Die Ansässigen hatten offensichtlich genug vom alten Modell der Abhängigkeit von einer Zentralgewalt.»

Für ihren weiteren Weg im Rahmen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften übersiedelt die gebürtige Kärntnerin 1992 in «die einzige große Stadt unseres Landes», die sie heute als ihre Heimat bezeichnet. Fußnote: «Und ich würde mir sehr wünschen, wenn man mich hier endlich auch als Wienerin wahrnehmen würde.»

Die antike Stadt Ephesos wird ab 1995 zu ihrer dritten Heimat: «Ich wurde ursprünglich als Keramik-Expertin für ein Grabungsprojekt engagiert», erinnert sich Ladstätter. «Ich habe mich schon im ersten Sommer mit der Arbeit, mit dem Land und mit den Leuten identifizieren können.» Schnell hat sie über den Tellerand der Keramik Freundschaften geschlossen, vor allem auch mit den türkischen Kolleg_innen und mit der lokalen Bevölkerung. Es berührt sie sichtlich, wenn sie heute sagt: «Ich bin all diesen Menschen sehr verbunden. Auf sie kann ich mich auch jetzt, in diesen schwierigen Tagen, zu hundert Prozent verlassen.»

Ein baldiges Wiedersehen wäre für sie das Höchste der Gefühle: «Nichts würde ich lieber tun, als weiter über die Dark Ages zu forschen.» Auch ihre zwölfjährige Tochter, die in Ephesos ihre ersten Sommer verbracht hat und sich als ein Kind der Türkei sieht, würde sich eine Rückkehr wünschen: «Sie kann nicht verstehen, warum man ihre Mutter nicht mehr arbeiten lässt. Sie hat sogar überlegt, dem Herrn Erdoğan einen Brief zu schreiben.»

Mehr unter: www.oead.ac.at/oeai ■

Strawanzerei mit dem Augustin durch Favoriten

Hammer-Honig

Die Profis, die er kennt, haben 35 Bienenstöcke und mehr. Diesen Status strebt Klaus Hammer, ehemaliger Augustin-Verkäufer, nicht an. Er will immer Hobby-Imker bleiben – erstens, weil er mit seiner Pension eh ganz gut auskommt, zweitens, weil er sich den Stress nicht antun will, drittens, weil er durch die kleinere Dimension sein intensives Verhältnis zu den Bienen bewahren will.

«Mit Herz und Seele», sagt er, ist er bei ihnen, und wenn er dann auch noch ein paar Kilo Honig, eingefüllt in Gläsern mit der stolzen Marke «Hammer-Honig», verkaufen oder verschenken kann, dann ist das ein Kollateralnutzen seines Hobbys und nicht das Alpha und Omega des spätberufenen «Bienenflüsterers».

Eine andere Quelle seines Mit-sich-selbst-im-Reinen-Seins ist der Umstand, dass er von der Ruhe, die in sein Leben gekommen ist, vor 18 Jahren nicht einmal träumen hätte können. Vor 18 Jahren, im April 1999, hatte er den Tiefpunkt seiner Biografie erreicht. Betrogen von einem vermeintlichen Kumpel, spülte ihn ein von seiner Heimat Transdanubien her wehender Nordwind zum Keplerplatz in Wien-Favoriten an den Strand der Gescheiterten.

In der U-Bahnpassage Keplerplatz zeigt Klaus Hammer den Teilnehmer_innen an der



Der ehemalige Augustin-Verkäufer Klaus Hammer wird sich bei der nächsten Strawanzerei als Imker und als Poet zeigen

«Strawanzerei» den Platz, wo er seine erste und letzte «Sitzung» abhielt, und er wird uns erzählen, wie die Staatsgewalt darauf reagierte. Dann erfahren die Spaziergänger_innen alles über die «Gang» vom Keplerplatz, die wenig Skrupel hatte, lästige Straßenzonierungskonkurrenz vom Viktor-Adler-Markt fernzuhalten (wie Klaus Hammer inzwischen schmunzelnd gestehen darf).

Der berührendste Teil der Hammer-Geschichte ist der Weg zur Stabilisierung. Seine Freundin spielt da eine Rolle, der Augustin detto, und zuletzt natürlich vor allem seine Bienen. Die Reise zurück in die Mitte der Gesellschaft erscheint nur deshalb nicht kitschig, weil sie vom Betroffenen (dem Keplerplatz-Poeten) und nicht von einem «Krone»-Schreiberling im Rahmen der sozialvoeyuristischen Advent-Mitleidskrämpfe erzählt wird. ■

i 20. September
Treffpunkt: 16.30 Uhr, U1 Keplerplatz, Ausgang Viktor-Adler-Markt
Ausgang im Restaurant Mimoza (5., Siebenbrunnensplatz 2)
Teilnahmebeitrag: 15 Euro
Anmeldung erwünscht: strawanzerei@augustin.or.at

LIEGEN GELASSEN: «Wherever I lay my hat, that's my home.»

In diesem Sinne begibt sich Mario Lang auf Reisen. Die Souvenirs bleiben in den Regalen, stattdessen lässt er an ausgewählten Plätzen ein Stück von sich zurück.



Oktober 2004, Südsteiermark, Armband

Fische im Wein. Die südsteirischen Weinstraßen schlängeln sich entlang der slowenischen Grenze von Spielfeld bis nach Leutschach. Auf hügeligen Wegen verlocken Buschenschanken, beeindruckt die südsteirische Vogelscheuche (Klapotetz), stechen stachelige Fruchtbecher, in denen sich die Esskastanien verstecken, und rundherum wächst der Wein. In Otavalo, von wo das Fischarmband herkommt, gibt es das alles nicht, die ecuadorianische Stadt punktet mit Kunsthandwerk und Vulkanen.

NACHBARINNENSTADT

Stille Post am stillen Örtchen

Einige mehr oder weniger schöne Sommerwochen ist es nun her, dass letztes Mal an dieser Stelle die wortwörtliche Klosthematisierung wurde – der Austausch von Botschaften auf den Wänden der Örtchen, diesem analogen Internetforum. Die geistigen Entladungen – ob nun obszönen, witzigen, politischen, philosophischen, pseudo-philosophischen, strikt der Dummheit verfallenen oder konsequent dem Nonsens hingegebenen Gehalts – sind dabei von den hiesigen Ordnungshüter_innen als Vandalismus stets ungen gesehen. Vielleicht erinnert dieses Botschaften-Hinterlassen am stillen Örtchen doch zu explizit an das Kommunizieren der Tiere mittels Urin und Botenstoffe in den Ausscheidungen. Als quasi Vandalismus-freie Variante des Klo-Graffitos startete ich mit einer Freundin ein Experiment: Die Besucher_innen wurden an verschiedenen Wiener Klo-Anlagen auf eine Gratis-Verrichtung eingeladen; dafür mussten sie auf ein Stückchen Papier, auf dem ein Satz stand, einen weiteren Gedanken am Klo niederschreiben. Diese eine

In der Bedürfnisanstalt ist jedes Geräusch ein unnötiger Lärm



neue Botschaft wurde einzeln wiederum dem nächsten teilnehmenden Gast als Inspiration mitgegeben – eine Art stille Post am stillen Örtchen, ein kleiner Ausschnitt nun hier exklusiv im Augustin zu lesen: «Hier in der Bedürfnisanstalt ist jedes Geräusch ein unnötiger Lärm.» – «Peace, Love and Unity it should ALWAYS be free to PEE otherwise I will choose a TREE» – «Trees are the most efficient things in this world.» – «Photosynthese ist faszinierend.» – «Pflanze Natur!» – «werden vergehen» – «Leben» – «... lieben und leben lassen denn wenn man einfach mal chillen will heißt das mit den Homies ein Tütchen rauchen und das Leben genießen» – «ist wie einzutauchen in ein Meer voller Unge-wissheit!» – «welches immer meer wird» – «mit Korallen und Schiffen» – «klingt für mich nach Urlaub und Freiheit» – «meine Pensionierung».

Lisa Puchner

Kunst im Hallenbad

Schwimmbahnen que(e)ren

«Wasser-Politik ohne Grenzen» schreibt sich das Kunst-Projekt «Menschen im Bad» auf die Fahnen bzw. die Badekleidung. Bei den Proben zur Aqua-Show mit Österreichs einzigem männlichen Synchronschwimmteam durften **Julia Grillmayr** (Text) und **Lonny Weichsl** (Fotos) Blicke über den Beckenrand werfen.

«**A**ll diese Leute verbinden ganz Unterschiedliches mit dem Wasser», sagt Schwimmtrainerin Ursula Napravnik mit einem Rundumblick durch die große Schwimmhalle des Floridsdorfer Hallenbads. Hier finden gerade Proben für eine große Wasser-Show – oder «Aqua-Aktivismen», wie Napravnik sie nennt – statt: «Menschen im Bad» heißt das Projekt, das Anfang Oktober im Rahmen der «Wienwoche» zur Aufführung kommt. Spezifischer hätte man es auch gar nicht nennen können, denn die Menschen, die für die Aqua-Show ins Wasser steigen, sind nicht nur unterschiedlichen Alters und kommen aus verschiedenen Orten der Welt, sondern auch aus verschiedenen Motiven ins Bad. Die Verbindung zum Wasser ist oft eine spezielle und sehr persönliche, erzählt Ursula Napravnik. «Es geht dabei oft um das Überwinden von Ängsten und um ein neues Verhältnis zum eigenen Körper.»

In einem Eck der Halle steht Trainerin Julia Nuler am Beckenrand und klopft einen schnellen Viervierteltakt auf die ins Wasser ragende Metallleiter. Ihr gegenüber bringen sich drei Männer in der Mitte des Schwimmbeckens in Stellung. Sie dirigiert: Dreiecksformation, Purzelbäume, Oberkörper aus dem Wasser, nach links, nach rechts. Die Männer ziehen sich an Händen und Füßen über- und untereinander und rückenkraulend mit eleganten Handgelenk-Schlenkerern. Imad Almunajid, Nur Khan und Khusen Khaydarov sind das Team Queer

H2O, Österreichs einziges männliches Synchronschwimmteam.

Sound, Literatur, Gymnastik. Am anderen Eck des Beckens probt die Aqua-Gruppe der Parkinson Selbsthilfe Wien ihre Choreographie, die auch Teil der Show werden wird. Bunte Schwimmnudeln werden in diverse Formationen gebracht. Sie sind hier nicht nur Fitnessgerät und Performance-Accessoire, sondern geben, im richtigen Winkel auf die Wasseroberfläche geschlagen, auch gutes Schlagwerk-Material ab.



Einige der Performer_innen machen schon seit zehn Jahren mit Ursula Napravnik Wassergymnastik. Parkinson kann eine zunehmende Einschränkung der motorischen Fähigkeiten bewirken, darum sind Bewegung und Koordination für die Betroffenen gut und heilsam. «Im Wasser fällt außerdem viel Angst weg, da es keine Sturzgefahr gibt», erklärt Napravnik.

Bei der Show im Floridsdorfer Bad gibt es auch Musik: Didi Bruckmayr, Musiker und Performer unter anderem bei der Gruppe Fuckhead, wird gemeinsam mit der Aqua-Gruppe auftreten, der Schlagwerker Gregor Mahnert steuert Rhythmus bei und auch geneigtes Publikum wird seine Rolle im Wasser finden.

Etwas später an diesem Proben-Sonntagnachmittag schippert die Schriftstellerin Ilse Kilic, flankiert von kraulenden Längenschwimmer_innen, auf einem Luftmatratzen-Thron durch das Becken und verliest einen Text, den sie eigens für die Performance im Wasser verfasst hat. Ihre Pose passt hervorragend zum heurigen Thema der Wienwoche.

Nix tun. Denn die sechste Ausgabe des Festivals hat sich dem «Dolce Far Niente» verschrieben, dem süßen Nichtstun, sowie dem Suchen nach Möglichkeiten eines «Lebens jenseits kapitalistischer Produktion». Damit weist das Festival auf die politische Dimension des geflügelten Wortes hin: Wie sich das Verhältnis zwischen Arbeit und Zeit gestalten lässt, wird maßgeblich dadurch bestimmt, welcher Nation und Klasse man angehört. Das Schwimmbad ist ein sehr guter Ort, um solche Fragen zu verhandeln. Ob Hallen- oder Freibad, ist es eine generationenübergreifende Entspannungs- und ein Symbol für Freizeit. Gleichzeitig steht es für strenge Regeln; so machen die Badeordnungen und -verordnungen auch die gerade vorherrschenden Moralvorstellungen sichtbar.



Badeordnungen machen die herrschenden Moralvorstellungen sichtbar

Wien blickt auf eine lange Bade-Tradition zurück. In Donau und Donaukanal wurde wohl schon immer geschwommen, obwohl es sich Sitten lange verboten und es Gesetze lange verboten. Ab dem 18. Jahrhundert entdeckte man die hygienische und heilende Wirkung des Badens für die Allgemeinheit und diverse gemeinnützige Bäder wurden errichtet. Oft waren diese geschlechtergetrennt beziehungsweise anfangs überhaupt nur Männern zugänglich. Frauen war das Schwimmen erst ab 1831 erlaubt.

«Menschen im Bad» reiht sich auch in die Feierlichkeiten des 50. Geburtstags des Floridsdorfer Hallenbads ein. Die historische Wandlung der Badekultur wird in einer Modeschau gezeigt: Team Queer H2O-Synchronschwimmer Khusen Khaydarov ist Modedesigner und hat eigens für die Show Bademode entworfen, die sich an geschichtlichen Vorbildern orientiert – sichtbar wird eine deutliche Entwicklung von lang hin zu kurz, von viel hin zu wenig Stoff.

Wer darf baden? Wer hat Zugang wozu? Und: Wer darf sich wie bewegen? – Diesen Fragen stellt sich das Projekt. «Früher setzte man sich zum Beispiel dafür ein, dass nicht nur die Reichen baden dürfen. Heute sind wiederum andere ausgeschlossen», sagt Radostina Patulova, die organisatorisch vom Beckenrand aus mithilft. Denn mit dem Schauplatz Schwimmbad gehe auch ein bestimmter Körperkultur einher und Körper, die da nicht hineinpassen, würden ausgeschlossen, erklärt sie. Das gelte in unterschiedlicher Weise für Schwimmer_innen mit Parkinson ebenso wie für männliche Synchronschwimmer.

Synchron- oder Kunstschwimmen war ursprünglich ein reiner Männersport. Inzwischen sind bei den Olympischen Spielen aber nur noch Frauen zugelassen. Als bei den Schwimmweltmeisterschaften im russischen Kasan vor zwei



Jahren wieder Männer in der Disziplin Synchronschwimmen antraten, wurde das in den Medien oft sexistisch und homophob kommentiert, wie Ursula Napravnik beobachtete. Synchronschwimmen ist ein irrsinnig kraftaufwändiger Spitzensport, der sich aber mit balletösen Posen und glitzernden Outfits paart – an Männern offensichtlich noch immer ein Tabubruch. Napravnik und ihr Team bringen nun nicht nur Österreichs einziges, sondern sogar ein «transnationales» und «queer-migrantisches» Synchronschwimmteam ins Floridsdorfer Bad.

Ursula Napravnik selbst hatte schon immer eine besondere Beziehung zum Wasser. Die Künstlerin und Aktivistin betrieb in ihrer Jugend Schwimmen als Leistungssport, bis sie es aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste. «Das war ein ziemlicher Einschnitt, aber es hatte vielleicht auch etwas Gutes», erzählt sie. «Ich habe begonnen, den Leistungsgedanken des Spitzensports zu hinterfragen, aber meine Liebe zum Wasser ist mir geblieben». Neben ihrer Arbeit mit der Aqua-Gruppe der Parkinson Selbsthilfe Wien gibt sie auch Anfänger_innen Unterricht. Zwei Männer aus dem Team Queer H2O lernten bei ihr schwimmen – von Nichtschwimmern zu Kunstschwimmern in nur wenigen Monaten.

Neue Erfahrungen, neue Bilder. Der Dritte im Bunde konnte zwar bereits schwimmen, für ihn war aber das Tanzen eine völlig neue Erfahrung. Neben dem Synchronschwimmtraining bei Judith Gerhalter, Marlene Gerhalter und Julia Nuler studiert das Team Queer H2O für die Show mit dem Tänzer Ziga Jereb eine Choreographie ein, die auf festem Boden stattfinden und in die Kunstschwimm-Kür übergehen wird.

Was sich hier verbindet, ist freizeitleiches Vergnügen mit politischem Ernst. «Wir sind

WIENWOCHE

Unter dem Motto *Dolce Far Niente – Leben jenseits kapitalistischer Produktion* steht die sechste Ausgabe des Kulturfestivals, das von 22. September bis 1. Oktober an verschiedenen Wiener Schauplätzen stattfindet. Konzerte, Performances, Diskussionsveranstaltungen – insgesamt 14 Projekte widmen sich Fragen nach Arbeitswelten und -verhältnissen.

Kur für Alle verspricht etwa das Sanatorium Sonnenland in Simmering, das in die spiritistische Wellnessoase Paradisum oder zum Club-Urlaubs ins Animarium lockt, um Entspannung und well-being als Konsumgut zu hinterfragen.

Talkshow in der Hängematte will am Praterstern und am Reumannplatz mit dem Publikum über Grundeinkommen, Wirtschaftsverwirrungen, Utopie und Migration diskutieren.

Menschen im Bad findet am 1. Oktober von 17.15 bis 20 Uhr im Floridsdorfer Bad, 21., Franklinstraße 22 statt. Das Publikum kann von der trockenen Tribüne aus zusehen oder mit ins Schwimmbecken steigen. Der Eintritt ist frei, um Anmeldung bis zum 29. September via reservation@wienwoche.org wird gebeten. Dazu auch anfragen, ob man nur zusehen oder auch bei der Aqua-Gymnastik mitmachen möchte.

www.wienwoche.org

Refugees und gehören zur LGBT-Community», sagt Nur Khan. In vielen Köpfen habe sich das Bild festgesetzt, dass Geflüchtete nur zu Hause sitzen, essen und schlafen. «Uns ist es wichtig, ein anderes Bild zu prägen», sagt er, bevor er sich zusammen mit den anderen wieder in Formation bringt, die Arme streckt und weiterprobt. ■

Starke Graphic Novel

Schnitt und Widerstand

Der Illustrator und Autor Thomas Fatzinek hat sich an die schwierige Aufgabe gemacht, den Bericht von Hermann Langbein, einem Überlebenden von Auschwitz, als Comic herauszubringen. **Martin Reiterer** über «Die Stärkeren».

Thomas Fatzineks Comic setzt unvermittelt ein: «Da vorne liegt Frankreich.» / «Wir müssen unsere Waffen abgeben.» / «Das haben wir uns auch anders vorgestellt.» Kurz, knapp und protokollarisch sind die Sätze, die der «Illustrator und G'schichtldrucker», wie er sich selbst nennt, in seiner Graphic Novel hier verwendet. Teils sind die Sätze original von dem Bericht übernommen, um den es hier geht, größtenteils hat er sie aber auf ihre nötigste Aussage reduziert. Der spartanische Umgang mit Sprache schließt die Autorengabe noch ein: «Fatzinek» steht da, der Vorname entfällt. Dennoch ist Platz für Anekdotisches: «Den Zaun entlang führt eine Schmalspurbahn. Der «Scheißexpress».»

In dem im Linoldruckverfahren hergestellten Comic «Die Stärkeren. Ein Bericht von Hermann Langbein» müssen sich die Leser_innen daran gewöhnen, viel Schwarz zu sehen. Weiße Konturen und Flächen auf schwarzem Hintergrund lassen Zeichnungen erkennen, Figuren, Gestalten, Umrisse von Zügen und Zäunen. Sie sind schwerer zu erkennen als die Sätze, die die Panels begleiten und jeweils voneinander abgrenzen. Linolschnitte werden ähnlich wie Holzschnitte mit entsprechendem Werkzeug spiegelverkehrt in eine feste Unterlage, in diesem Fall Linoleum, geschnitten. Bereits 2004 hatte der in Wien lebende, gebürtige Linzer

Zeichner einen Linolschnitt-Comic herausgebracht: Für «Als die Nacht begann», seine Diplomarbeit an der Wiener Kunstschule über die Februarkämpfe 1934, hatte der Grafiker noch fein säuberlich nach Vorzeichnungen geschnitten. Anders bei «Die Stärkeren», wo Fatzinek, wie er im Gespräch sagte, einfach drauflosgearbeitet hatte, ohne Vorzeichnungen, ohne großartige Skizzen», nachdem er sich Notizen zu Hermann Langbeins Bericht gemacht hatte.

Täglicher Kampf. In rauen Bildern mit groben Konturen erzählt Fatzinek eine Geschichte des Überlebens, des Überleben-Wollens und Überleben-Müssens. Eine Geschichte, die Hermann Langbein aus eigenen Erfahrungen aufschrieb: «Die Stärkeren. Ein Bericht aus Auschwitz und anderen Konzentrationslagern» (1947/48). «Wir haben», so Langbein in seinem Bericht, «in Österreich und in Spanien nicht gegen den Faschismus gekämpft [...], um jetzt willenlos unsere Ermordung zu erwarten.» Bevor der damals überzeugte Kommunist und Autor nach Auschwitz gelangte, hatte er sich bereits am Kampf gegen den austrofaschistischen Ständestaat und später als Spanienkämpfer gegen das Franco-Regime beteiligt. Seinem autobiografischen Bericht über Dachau, Auschwitz und Neuengamme sind jene Briefe vorangestellt, die er nach dem Zusammenbruch des

republikanischen Widerstands gegen Franco in Frankreich verfasst hatte.

Wenn man Langbeins Texte liest, wird man feststellen, welchen Sog sie ausüben: «Die Stärkeren» liest sich wie ein Politthriller. Die obszön anmutende Verbindung zwischen Spannung und Auschwitz mag beim Lesen ein Gefühl von Schuld und Unbehagen erzeugen. Langbein allerdings beschreibt den Kampf ums Überleben in einer Fabrik des Mordens, in der die Häftlinge die täglich lauende Gefahr des eigenen Todes in den Hintergrund drängen, um sich einen Spielraum für das eigene Handeln zu schaffen. Der damals gut 30-Jährige gehört zu den führenden Köpfen, die in Auschwitz eine Widerstandsgruppe gründen, die Auschwitz zwar als allerschlimmsten Staat im allerschlimmsten Staat betrachtet, in dem sich aber noch immer eine Verbesserung herbeiführen lässt, in dem sich tatsächlich das Sterben für viele hinauszögern, ja sogar verhindern lässt.

Mit seiner protokollarisch-nüchternen Umsetzung erlöst Fatzineks Version die Leser_innen von der Qual einer spannungsgeladenen Lektüre. Doch die Linolschnitte stellen auch eine ästhetische Form des Widerstands und Protests dar. «Dass es auch in diesem Wahnsinn Leute gibt, die sich organisieren!», das treibt den Zeichner an. Neben den Gräueln von Auschwitz vermerkt er die Meilensteine des Widerstands. Bereits im französischen Flüchtlingslager Gurs gründen Langbein und seine österreichischen Bekannten eine Volkshochschule. Später in Dachau heißt es: «Wir beginnen uns zu organisieren.» Und in Auschwitz: «Mit Diplomatie erreiche ich die Einstellung der Morde im Krankenrevier.» Sowie: «Wir haben Verbindungen nach draußen und nach Birkenau.» Und: «Wir wollen zu den Partisanen und mit ihnen das Lager befreien.»

Geschichten des Widerstands. Widerstand ist der rote Faden, der Fatzineks Graphic Novels zusammenbindet: In «Als die Nacht begann» kämpft die Hauptfigur Otto zuerst gegen die Heimwehr und später in Spanien gegen den Faschismus. Auf das Thema ist Fatzinek durch ein Zeitzeugenprojekt gestoßen, als er Altenbetreuer war. In «Eine alte Geschichte. Der Fall Sacco und Vanzetti», einem Comic, den er in Schabtechnik gefertigt hat, geht es hingegen um «Helden meiner Jugend», so der Autor. Denn: «In Linz waren wir Anarchisten.»



Also erzählte er von Nicolas Sacco und Bartolomeo Vanzetti, den beiden aus Italien in die USA eingewanderten anarchistischen Arbeiter_innenvertretern, die in den 1920er Jahren Opfer eines Aufsehen erregenden, politisch motivierten Justizmordes wurden.

Widerstand hat Fatzinek, Jahrgang 1965, in anderer Form auch am eigenen Leib erfahren: Bei Verlagen ist er auf Ablehnung gestoßen. Drei seiner Comics hat er im Eigenverlag herausgebracht, darunter 2009 Langbeins «Die Stärkeren» in einer Grobfassung. Schließlich beschloss er, der sich mühsam mit Hilfsarbeiter_innenjobs durchzuschlagen gelernt hatte, die Verlagssuche aufzugeben: «Ich zeichne nur noch für mich selbst!» Doch dann kam vor wenigen Jahren bahoe books auf ihn zu und nahm ihn «unter die Fittiche». 2016 erschien dort «Schwere Zeiten. Das Leben der Lili Grün». Doch während vom Titelblatt ein Porträt Lili Grüns in Schabtechnik blickt, folgen im Inneren bunt kolorierte Comics und Zeichnungen in naivem Strich. Warum er dieses Werk nicht auf Linoleum geschnitten hat?

«Beim Linolschnitt gibt's Schwarz und Weiß und nichts dazwischen.» Lili Grün aber sei «das Gegenteil vom Linolschnitt». Er wolle außerdem nicht dazu «verdammte sein, Linolschnitt-Comics zu machen».

Roter Faden. Fatzineks Comics bleiben dennoch ineinander verwoben: So lässt der Autor Lili Grün in Erich Mühsams Theaterstück «Staatsräson. Ein Denkmal für Sacco und Vanzetti» auftreten, das sich mit dem Justizskandal in den USA befasst. Im Herbst 2017 wird «Die Schönheit der Verweigerung» in Aquarellkolorierung erscheinen. Es geht um die kommunistischen Widerstandskämpfer_innen im Salzkammergut und im Toten Gebirge. In der Geschichte, an der er aktuell zeichnet, wird es um die Ghettoaufstände in Wien und in Białystok gehen. Vielleicht hat es damit zu tun, «dass mein leiblicher Vater während des Kriegs in Litauen Räubernester ausgeräuchert hat und stolz war darauf». Dass sein Vater mit 20 Jahren KZ-Aufseher war, ist dem Sohn erst nach dessen Tod klar geworden. Verglichen mit

Sogar in diesem Wahnsinn gibt es Leute, die sich organisieren



Fatzinek: Die Stärkeren. Ein Bericht von Hermann Langbein bahoe books 2017 35 Seiten, 10 Euro



den im Holzschnittverfahren gefertigten grafischen Romanen des frühen 20. Jahrhunderts wie jenen von Frans Masereel, Otto Nückel oder Lynd Ward erscheinen Fatzineks Arbeiten grob geschnitten. Doch darin finden sich besondere Spannungsmomente. So kippen die Schnitte immer wieder vom Konkreten ins Abstrakte. Dazu tragen auch die Detail- und Nahaufnahmen bei. Immer wieder entziehen sich die Bilder der Ansicht. Auch der Künstler sieht das Ergebnis erst nach dem Druck. Fatzinek erklärt, wie leicht einem Fehler passieren. Während er das spiegelverkehrte z in «Auschwitz» «eher störend» findet, könnte man es auch als Sinnbild der Verweigerung lesen. Zweifellos beabsichtigt und gleichsam ein symbolischer Akt der Sabotage ist Fatzineks pointierte Zurechtrückung des von den Nazis pervertierten Zitats «Arbeit macht frei», mit dem Arbeit als Zwang, als totale Ausbeutung bis in den Tod zynisch verherrlicht wird. Bei Langbeins Ankunft in Auschwitz ist das Tor mit abgeschnittener Aufschrift sichtbar. Und so heißt es da: «Arbeit macht / Auschwitz». ■

Musikarbeiter unterwegs ... mit Polvo und Saga an Bord durch die gläserne Decke «Eine Zeit gebraucht, bis wir unser eckiges Rad fahren konnten.»

2013 veröffentlichte das Wiener Trio Aivery seine erste EP. Mit «Because» legt die Band gut vier Jahre später ihr Debütalbum vor. Von **Rainer Krispel** (Text) und **Mario Lang** (Foto)



Baustelle Rockmusik. Franziska von Aivery & Musikarbeiter

Neun Lieder, nicht ganz 28 Minuten Spielzeit. Maximale Dichte. All killer, no filler. Unschlicht superb, was Franziska Schwarz (Bass, Stimme), Jasmin Rilke (Gitarre) und Doris Zimmermann (Schlagzeug) da «in einem langen Prozess» eingespielt haben. Eine heftige, sperrige – Franziska selbst verwendet im Gespräch das Wort, um ihre Wunschvorstellung von ihrer Musik zu verbalisieren – und nach maximaler Lautstärke des Abspielgeräts verlangende, nein, sie gebietende Rockmusik. Schon bangt der begeisterte Head, zuckt das enthemmte Rhythmusbein, verwandelt sich derdiesdas Mensch, dessen Reaktion auf Musik intakt ist, ruckzuck zur beseelten Luftband. Aivery müssen nicht schnell spielen, um Emotionen und gedankliche Assoziationsketten zu beschleunigen und frei zu setzen. Kaum ist «Space Between» verklungen, will ich, beginnend mit «Secrets», das Album wieder hören, wiederholt. «Can you keep a secret? My secret is yours.»

Long Shot. Die Anfänge Aiverys führen ins Girls Rock Camp, an dem Franziska und Schlagzeugin Doris 2011 teilnahmen. Parallel hatte Doris über eine Anzeige, auf der Suche nach einer Frau zum gemeinsamen Musikmachen, Gitarristin Jasmin kennengelernt. 2012 nahmen die drei Musikerinnen des im Entstehen begriffenen Trios wieder an einem Girls Rock Camp teil. Eine Bandgründung drängte sich geradezu auf, zumal klar war, was der musikalische Common Ground ist. Franziska: «Ich wollte Grunge machen, kannte aber gar nicht so viel.» Nicht selten ist jene Musik, die ihren Ursprung nimmt, wenn mensch versucht, der eigenen Idee von einer Musik, die in Kopf und Herzen verankert ist, spielerisch auf die Spur zu kommen und nicht deren formellen Kriterien alleskennend analysiert und imitiert, die spannendste Musik überhaupt. Hören wir nach beim guten alten Rock'n'Roll oder bei Punk. Anders geschrieben – wenn das,



Aivery: «Because» (Siluh Records)
Live: 13. Oktober, Sargfabrik
aiveryband.tumblr.com

was Aivery machen, Grunge ist, mag ich Grunge viel lieber, als mir jemals bewusst war. Dabei stellt sich 2017 die Frage solcher stilistischen Zuordnungen gar nicht mehr. Franziska: «Das ist Hin- und Her-Gewerfe mit Worten.»

Not Sorry. «Im September 2012, nein, August, haben wir unter dem Namen Aivery gespielt.» Franziska geht, damals 16-jährig, noch in die Schule, und obwohl sie noch nicht in Wien lebte, spielte das Trio «ur viele Konzerte, im Dezember haben wir drei Wochen hintereinander im rhiz gespielt». Als Referenzen nennt die Musikerin beim Interview, in dem sie immer wieder auf ihre nicht anwesenden Mitmusikerinnen Bezug nimmt, Nirvana, The Fall, Polvo (vermeintliche US-Obskurantband, die das Aufsuchen lohnt, Anm.) oder Sleater Kinney. «Bei einer Tour ist Jasmin mit fünf Kassetten gekommen, eine davon war von Saga.» Die Nennung der kanadischen Neo-Proger lässt mir zwar spontan das Vokabel «abartig» entfahren, aber solch eklektischer Input garantiert originären, charakteristischen eigenen Output. Jasmin wird von ihrer Bassistin liebevoll als «Gitarrenerd» geschildert, konstantes Üben führte die Frau zu einem instrumentalen Niveau, dem in unbeschwerteren Zeiten nur mit dem Wort «Gitarren göttin» beizukommen gewesen wäre. «Wir sind alle drei Perfektionistinnen», sagt Franziska, die in einem anderen Zusammenhang ihre Rolle als Pragmatikerin der Band unterstreicht.

Aivery rocken auf hohem instrumentalem Niveau. Ästhetisch sind sie einig in ihrer Ablehnung des Singer/Songwritertums, unerschrocken reden sie in die jeweils anderen Instrumentführungen hinein. Was neben großem Spaß auch zu Streit führen kann, aber gewährleistet, dass Songs wie «Disregard», «Envy» oder «Don't Dare» nie den einfachsten Weg gehen, aber ebenso nie im selbstgefälligen Dudeln versumpfen. So lieferte Aivery einen souveränen, von diesen explizit wertgeschätzten Support Gig für Shellac im WUK, die in der Besetzung Albini – Trainer – Weston eine der besten fünf Bands des Planeten sind.

Dudes & Dudinnen. Jenseits von feschem Hipsterinnen-Feminismus (still better than Heterodiktat) erörtern Aivery, die sich als Quotenband zu schade sind, intern Fragen wie, ob, wenn sie «Typen wären, sie nicht die allergrößte Dudeband wären». Und darüber, «wie mensch solche Bilder, solche Zuschreibungen überhaupt auslöscht.» Selbstbewusst und (selbst) kritisch arbeiten die drei Frauen daran, zu ergründen, ob und wie ihre Musik außerhalb der vertrauten D.I.Y.- und queerfeministischen Kontexte Menschen erreicht, erreichen kann, ohne dass sie sich dabei verbiegen. «Hierzulande ziehen die sprießenden Booking-Agencies eine gläserne Decke ein, die schaffen sich ihren Markt und ihr Netz und das funktioniert über Ausgrenzung.» Aivery sind viel zu gut, um sich ausgrenzen zu lassen. ■



NADINE KEGELE: Als ob ein Tier mit Riesenfoten Fäden spannen möchte



BIBLIOTICK

U-Bahn-Stars auf Arbeitsmigration

Beim Heurigen Binder in Wien-Flordisdorf hat der «Ständige Ausschuss zur Klärung sämtlicher Welträtsel» sein Headquarter gefunden. Er tagt in anarchistischer Unregelmäßigkeit, aber sicher sei wohl, meint Ausschuss-Gründer Erwin Riess, dass er ziemlich unmittelbar nach der Nationalratswahl zusammenfinden wird; so manches verblüffende Ergebnis würde nach erfahrenen Rätseleuflöser_innen schreiben.

Die Leser_innen der «Groll»-Romane von Erwin Riess (nach der Hauptfigur so benannt), namentlich des jüngsten Buches, «Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber», sind hiermit eingeweiht, dass auch der Welträtsel-Ausschuss kein fiktives literarisches Konstrukt ist, sondern aus Fleisch und Blut besteht. Bei einer Plauderei mit dem Autor über das Ausmaß an dichterischer Freiheit, das er in der literarischen Produktion zulasse, wird rasch klar, dass Erwin Riess ein enzyklopädischer Furor eigen ist. So weit hergeholt die Eintragungen aus allen Bereichen der Wissenschaft und des Lebens sind, die er in die Handlung fließen lässt: Alles sei recherchiert, nichts sei erfunden, sagt der Autor. Ich weiß, dass auch Augustin-Leser_innen über das breitgefächerte lexikalische Wissen staunen, das in seiner regelmäßigen Groll-Kolumne zum Ausdruck kommt. Dabei fehlt ihm allerdings Umberto Ecos Reservoir an Recherchiersklaven.

Wenn er den Triglav im jüngsten Werk als einen «Nanga Parbat ohne Zwetschken» beschreibt, weist

er auf die tatsächliche slowenische Leit-Frucht hin; dass er die je nach Förderregion verschiedenen Farbtöne des Erdöls auflisten kann (das Weinviertler OMV-Erdöl schimmere grünlich, während etwa das iranische rein schwarz sei), ermöglicht Wikipedia und Co.; die Zahl der 54 Gleise der römischen Eisenbahnstation Termini hält jeder Überprüfung stand. Dass der surrealistische Dichter D'Annunzio bei seinem legendären Flug über Wien nicht fachsichtige Flugblätter, sondern Modeschauladungen abgeworfen habe: endlich ein Beleg, dass Riess selten, aber doch auch ein sehr augenzwinkernder Informant des Faktischen ist.

Die Handlung? Die entnehmen Sie bitte sofort dem Klappentext des Buches, das Sie ohnehin schnurstracks aus Ihrer Buchhandlung holen werden.

Robert Sommer



Erwin Riess:
Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber
Otto Müller Verlag 2017
314 Seiten, ca. 22 Euro

In der nächsten Augustin-Ausgabe, die am 27. September erscheint, können Sie einen Auszug aus Erwin Riess' neuem Roman lesen.

Über informelle und formelle Bühnen in Wirtshäusern «Ich rauche trocken!»

Informelle Kunstdarbietungen gehören zu jedem gut geführten Wirtshaus, wie etwa zum «Gasthaus Zur Schütt», in das mich meine jugendliche Neugier manchmal (ver-)führte. Dort konnte ich Ohrenzeuge werden, wie beim Doppler-Anschreien die altbackene Phrase «Zicke-zacke hoihoi!» vom genauso sinnfreien, aber ungleich lautmalerscheren «Alta badia!» abgelöst wurde. Ich denke auch noch öfters an einen Stammgast, genannt «Sir», der genüsslich an seiner nicht angezündeten Zigarette angezogen hat und alle Hinweise, dass seine (!) Tschick nicht brennen würde, mit einem rollenden «Ich rauche trocken!» abprallen ließ. Kurz gefasst, Dadaismus, Schauspiel und performativer Tanz – wehe den Biergläsern auf den Tischen, wenn aus der Jukebox «I Can't Get No Satisfaction» gewählt worden ist – war und ist vermutlich noch immer integraler Bestandteil einer intakten Wirtshauskultur, zumindest in der oberösterreichischen Provinz.

Wer aber im Wirtshaus berechenbarere Kunst konsumieren möchte, ist mit den niederösterreichischen Bühnenwirtshäusern besser beraten. Aktuell zählen vierzehn zum gleichnamigen Verein und dreizehn aus diesem Bunde laden am 23. September zum achten «Welttag der niederösterreichischen Bühnenwirtshäuser». Es gibt keine allzu strengen Kriterien dafür, wie ein «Bühnenwirtshaus» auszusehen hat, so können auch Cafés und Bars dieses Prädikat erhalten. Die Grundidee dazu wurde bereits in den frühen 1990er-Jahren ausgesprochen, es gehe in erster Linie darum, Kulturvereine und Gastronomiebetriebe mit ihren (brachliegenden) Sälen zusammenzuführen. Oder noch besser, wenn, wie im Falle des Mautwirtshauses mit der Kellerbühne Mayer in Mödling, für die Gastronomie und für die Kunst dasselbe und wortwörtlich zu verstehende familiäre Team verantwortlich ist.

reisch



Programm unter:
www.buehnenwirtshaeuser.at

Nur auf der Oberfläche ein «Nonsense» – darunter wirft das Kunstprojekt «Nach Geschäftsschluss» relevante Fragen in Sachen Stadtentwicklung auf



Foto: Natalie Deewan

Wortspielereien im Rahmen der «Wienwoche»

Eine «Strichelei» auf der Hausfassade

Das Kunstprojekt «Nach Geschäftsschluss. Wiener Leerstandsanagramme» von Natalie Deewan besteht vordergründig aus witzigen Wortspielereien auf Hausfassaden: Die Buchstaben von ausgedienten Reklameaufschriften werden dabei neu angeordnet, so verwandelt sich etwa eine TISCHLEREI in eine STRICHELEI. Bis aber solche künstlerische Interventionen realisiert werden können, heißt es zuerst Hausverwaltungen und -besitzer_innen dafür zu gewinnen. Danach folgen Behördenwege im Umfang eines Marathons, und schließlich ist auch noch Nachbarschaftsbeziehungsarbeit zu verrichten: «Was machen S' denn da!?»

Bei 70 bis 80 Adressen in Wien habe sie angefragt, erzählt Natalie Deewan auf einer exklusiven Presseführung durch Meidling, und von rund zehn Prozent erhielt sie schließlich eine Erlaubnis für den Buchstabenpositionswechsel. Dann reden auch noch vier Magistratsabteilungen mit, denn Werbeaufschriften an Fassaden gehören nun mal zum öffentlichen Erscheinungsbild. «Bewilligungsgegenstand: Die bestehenden Werbebuchstaben werden in den Spruch TRUE IS TRUE umbenannt», lautet ein schönes Beispiel für Amtsdeutsch, das im Zuge des Projekts «Nach Geschäftsschluss» formuliert worden ist.

Mit dieser spielerischen Sprachkunst am Bau öffnet sich auch das weite und ernste Feld Immobilienentwicklung, denn ausgediente Reklameschilder locken nicht nur Künstler_innen, sondern auch Menschen, die sich eine goldene Nase verdienen möchten, an. Einige Hausbesitzer_innen hätten davon Natalie Deewan erzählt und erbat sich Diskretion, um nicht Spekulant_innen auf den Plan zu rufen.

reisch



Rundgänge mit der Künstlerin: 26. 9. Meidling, 27. 9. Josefstadt und Ottakring, 28. 9. Alsergrund und Brigittenau, Start jeweils um 17 Uhr, Anmeldung unter: heterotypia.net/leerstandsanagramme

AUF'LEGT

ROBERT ROTIFER
«Über uns» (CD/Vinyl)
(Bader Molden Recordings)
www.robertrotifer.co.uk



Unser Mann von der Insel hat eine neue Sprache gefunden, seine eigene. Vor rund 20 Jahren hat sich Robert Rotifer mit seiner Liebsten in England niedergelassen, um eine Familie zu gründen. Darüber hinaus versorgt er uns seither von Canterbury aus mit Musik in Schrift und Klang. Rotifer ist sowohl als Journalist als auch als Musiker ein Gentleman. Das Herz am richtigen Fleck, Privates und Politisches auf der Zunge. Als Musiker gab es Rotifer bis vor Kurzem nur in seiner Wahlsprache Englisch. Bei einem Wienbesuch ist es geschehen, sein Haberer Ernst Molden hat sich ein Herz genommen und dem Freund ein deutschsprachiges Album abgerungen, sein erstes. In guter alter Liedermacher-Tradition, ein Mann und seine Gitarre. Eine zart-brüchige, durch die neue Singsprache tiefergelegte Stimme, erinnert sich an die Hochnebelstadt, die Weißgerberlande, eine Geburtsstation im Regen und grübelt über das Verlieren, ohne dabei den Kopf in den Sand zu stecken. Begleitet werden die Worte ohne Refrain von stimmungsvollem Fingerpicking. Ein zartes Meisterwerk.

KAISER FRANZ JOSEF
«Make Rock Great Again» (CD/Vinyl)
(Sony Music)
www.kfj-music.at



Junge Band mit altem Größenwahn. Ein Trio wie aus dem Bilderbuch, die Burschen haben die dicke Schwarte der lauten Gitarrenmusik von A bis Z inhaliert. Die Posen sitzen perfekt, das Handwerk gleichfalls und der schmächtige Sänger verfügt über ein Stimmvolumen, das alle Stückerln spielt. Beidhändig greifen die Rock-Monarchen in die große Klischeekiste und bedienen sich nach Belieben. Vollmundig wird propagiert – «Make Rock Great Again!» Wer braucht schon schweißelnde kleine Clubs, wenn es freiluftige große Bühnen gibt! Weiters wird darauf verzichtet die Quellen der Inspiration – Queens of the Stone Age, Nirvana, Soundgarden, ... – zu verschleiern. Der jugendliche Überschwang gepaart mit ausreichend Talent macht sympathisch, und so entsteht ein lehrbuchreifer, wenngleich auch zu glattfrasierter Mega-Mix, passend für jedes Klassentreffen der Heavy-Rock-High-School.

lama

«Auf'legt» für die Ohren gibt es jeden Montag bei Radio Augustin (zw. 15 und 16 h) auf Radio Orange 94,0.

20 Jahre Kopfweh

von Ali N. und Nadine Kegele

Ich. Du. Ich habe braune Augen und schwarze Haare. Du bist mittelgroß. Ich hatte 89 Kilo im Fitnesscenter, jetzt habe ich 100. Du gehst früh schlafen. Um neun oder zehn. Du stehst früh auf. Um sechs oder sieben. Du wohnst mit einem Kollegen in einer 24 m²-Wohnung. Ich war seit vier Jahren nicht mehr zuhause. Du kommst aus Kuwait. Kuwait hat nicht viel Grün. Gärtnereien machen die Stadt grün, Wüste das Land ocker. Nur wenn es regnet, kommen Blumen.

Du erzählst von Kuwait. Zuerst war Kuwait nicht reich. Dann hat Kuwait nach Öl gebohrt und wurde reich und ein office hat die Einwohner gezählt. Alle Kuwaiti haben eine ID bekommen. Ein Identitätsdokument, vergleichbar mit einem Pass. Und mit der ID Schule, Versicherung, Arbeit. Aber du bist Bidun, giltst als staatenlos. Die alten Bidun sind oft nach Saudi Arabien und in den Irak gegangen, wegen dem Essen für ihre Schafe und Kamele. Vor der ID waren Grenzen nicht wichtig. Dann sind auch Bidun zum office gegangen. Das office hat gesagt: «Aus welchem Land kommst du?» Mein Großvater hat gesagt: «Ich bin 50 Jahre hier. Mein Vater, mein Großvater war schon hier.» Das office hat gesagt: «Nein, du bist nicht Kuwaiti, geh nach Saudi Arabien oder in den Irak!»

Deine Familie hatte nie Papiere. Manche Bidun hatten Papiere, weil Kuwait hat Männer für die Armee gebraucht. Aber diese Papiere waren wie die Weiße Karte hier. Die Weiße Karte ist kein Identitätsdokument. Sie berechtigt lediglich zum Aufenthalt während eines laufenden Aufenthaltsverfahrens. 1985 war ein Anschlag auf den Scheich. Er ist nicht gestorben, aber viele Bidun von der Armee waren tot. Als kleiner Junge hast du das im Fernsehen gesehen. Ich war traurig. Alle waren traurig. Niemand wollte mehr eine ID. Alle wollten nur noch Essen und ruhig sein.

Fortsetzung auf Seite 32

VOLLE KONZENTRATION

Guter Sound

Die Sinne und das Gehirn mal nicht in Sicherheit wiegen? Geht bei der vierten Ausgabe des Festivals «Unsafe+Sounds», das von 22. bis 30. September Wien verunsichert. Von experimentellen Klängen bis Techno, von Orchester bis Stimme, von Rap bis Elektronik – über 40 Artists zeigen, was zeitgenössische Musik sein kann. Unter dem Motto «Variables of the Imaginary» geben sich Künstler_innen der heimischen Szene und Gäste aus Europa und Übersee an sechs verschiedenen Locations die Klinke bzw. den Klinkenstecker in Hand.

unsafeandsounds.com

Runder Geburtstag

Wenn rund 100 Sänger_innen unterschiedlicher Herkunft regelmäßig gemeinsam im Chor singen, dann gibt das nicht nur imposante Konzerte, sondern es steckt auch wer dahinter: die Brunnenpassage! Der Chor ist nur eines der zahlreichen Kultur-Projekte, die in dem Begegnungsort am Brunnenmarkt stattfinden, von und für Menschen aus aller Welt, offen

und «niederschwellig». «Dezentrale Kunstorte sind Impulsgeber für gesellschaftlichen Wandel» schreibt die Brunnenpassage über sich selbst. Der Augustin gratuliert dem «ArtSocialSpace» herzlich zum 10-Jahres-Jubiläum und zu den neuen Partnerschaften mit Großkalibern der Kulturszene, etwa dem Wiener Konzerthaus. Auf mindestens weitere 10 Jahre!

www.brunnenpassage.at

Notwendige Debatte

Als Chefin nicht ernstgenommen zu werden oder die Arbeit machen, aber nicht die Entscheidungen treffen dürfen, das kommt auch im ach so offenen Kulturbetrieb vor. Eine Podiumsdiskussion widmet sich unter dem Titel «Ist der Chef auch da? Sexismus im Literaturbetrieb» drängenden Themen, von «Frauenromänen» über Empfänger (und eben seltener: Empfängerinnen) von Literaturpreisen bis zum Gender Pay Gap in der Buchbranche. Es diskutiert unter anderem Kolumnistin Doris Knecht, Autorin Evelyn Steinhilber moderiert. Am 20. September um 19 Uhr im Wiener Café Siebenstern.

www.7stern.net

Fortsetzung von Seite 31: **20 Jahre Kopfweh**

1990 war Krieg. *Du warst zehn Jahre alt.* Mein Onkel und Vater haben clean for city gemacht, Müll sammeln für die Stadt, mit einem Auto orange wie hier. *An einem Tag haben sie die irakische Armee kommen gesehen und sind gerannt.* Zwei Kollegen wurden gefangen. Saddam hat Bomben auf die Ölfelder geworfen. Die Luft war schwarz. *Du hast nichts mehr gesehen.* Nichts. Überall Öl. Die Tiere vom Meer tot. Kuwait hat mit USA einen contract gemacht und alle Länder hatten ein meeting. 1991 war der Krieg fertig. Alle sind mit der Kuwait-Flagge auf die Straße. Wir waren glücklich. *Geflüchtete Kuwaiti sind aus Saudi Arabien zurückgekommen.* Sie haben gesagt: «Die Bidun haben dem Irak geholfen!» *Viele Bidun wurden getötet oder sind geflüchtet.* Nach England, Kanada, Australien, Saudi Arabien, Irak. Nach Österreich nicht.

Später hat der boss vom office für Bidun einen contract mit dem boss einer Insel gemacht, in Afrika, Komoren. «Gib du mir passports für deinen Staat und ich baue Häuser für dich.» Zu uns hat das office gesagt: «Du willst Papiere? Nimm dieses passport und du kriegst Versicherung, Schule für deine Kinder und Aufenthalt.» *Hättest du den Pass genommen, hättest du nach fünf Jahren Kuwait verlassen müssen.* Wir haben ein family meeting gemacht. Wir haben gesagt: «Das machen wir nicht.» Mein Land ist doch Kuwait! *Du warst frisch verheiratet.* Ein Papier fürs Heiraten haben wir nicht, nein, es war eine Hochzeit beim Imam.

Drei Wunden auf meinem Kopf. 2014 haben wir eine Demonstration gemacht. *Ihr hattet Fotos vom Präsidenten, vom Scheich, eine Flagge von Kuwait. Eure Kinder haben der Polizei Rosen geschenkt.* Aber dann. *Plötzlich.* Gas, guns und Gummigeschosse. Mit dem Auto ist die Polizei über Personen gefahren. Fünf Polizisten haben einen Bidun geschlagen. Kinder und Frauen auch. Greif! Spürst du? *Ja.* Drei Wunden auf meinem Kopf. *Drei Narben unter deinen Haaren.* Die Polizei ist später nach Hause zu den Bidun. Sie hat viele Personen eingesperrt, für zehn oder zwanzig Jahre. *Ohne anzuklopfen ist die Polizei in euer Haus. Sie hatte deinen*

Namen und ein Foto von dir. Mein Vater hat gesagt: «Ali ist nicht hier.» *Du bist aufs Hausdach geklettert und gerannt.*

Ein Kuwaiti hat meinem Vater ein kleines Haus gelassen. Bevor er tot war, hat er gesagt: «Diese Familie bleibt drin!» Drei Zimmer, eine Toilette, eine Küche für Bruder, Mutter, Vater, Frau, drei Kin-

Nach dem Krieg wurden immer mehr Personen so, die Nase hier oben und kein Herz

“

der. Bis du geflüchtet bist, auch für dich. So groß wie Wohnzimmer und Küche bei dir.

Neben dem Haus ist ein Kindergarten, eine Schule, ein Krankenhaus. *Einmal bist du mit deinem Bruder hin.* Wegen meinem Zahn. *Obwohl ihr nicht gehen durftet.* Ein Arzt hat gesagt: «Spülung, dann ausspucken.» Ein anderer Arzt hat gesagt: «Das sind Bidun!» Der gute Arzt hat gesagt: «Das sind Kinder.» *In Wien bist du mit der Weißen Karte als Erstes zum Zahnarzt.* Drei Zähne hat die Zahnärztin gerissen. Eine Stunde für einen Zahn. Davor hatte ich 20 Jahre lang diesen Schmerz, 20 Jahre Kopfweh. *Danach bist du nicht mehr zu einem Arzt oder einer Ärztin.* Fieber oder krank, egal.

Dein Kleid ist rot. *Du hast noch eine Erinnerung.* Ich bin neun Jahre alt. *Du spielst im Hof.* Im Hof ist ein Baum und ein Zaun aus Eisen mit Spitzen. *Dein Kleid ist weiß, es ist das Kleid der Kuwaiti.* Ich spiele mit der Katze. Die Katze geht durch den Zaun zum Nachbarn. *Du kletterst über den Zaun.* Ich bleibe hängen. *Dein Kleid ist rot, deine Hand ist verletzt.* Unser Nachbar ruft die Rettung. Der Fahrer sagt: «Ihn

nehme ich nicht mit, er ist Bidun.» Der Nachbar sagt: «Du nimmst ihn mit, mit meiner ID, und sagst den Namen meines Sohnes.» *Dein Vater, dein Nachbar und sein Sohn sind ins Krankenhaus gekommen.* Mit Blumen. Sie haben gesagt: «Sag nie deinen richtigen Namen!» *Versahentlich hast du ihn aber gesagt.* Der Arzt hat gefragt: «Was für ein Name?» Ich habe gesagt: «Ach, nein, falsch.» *Zwei oder drei Monate bist du im Krankenhaus gelegen.* Die Hand war sehr kaputt, dreimal aufgeschnitten und zusammengenäht. Der Arzt war Japaner, viele Krankenschwestern waren aus Indien. Das Krankenhaus heißt Mubarak Al-Kabeer Hospital. *Auf Wikipedia steht: «Alle in Kuwait lebenden Nationalitäten können in dieses Krankenhaus gehen, alle Patienten sollen ihr Identitätsdokument mitbringen.»*

Du hast eine weitere Erinnerung. Der Arzt sagt: «Mach Urlaub!» Ich bin eine Woche zu Hause. *Bevor dein Vater dich ins Krankenhaus zurückbringt, fährt er mit dir zum Markt.* Schokolade und so. *Er parkt euer Auto und streift ein anderes.* Nur ein touch, nur leicht, nicht viel, aber der Mann vom Auto sagt: «Gib mir deine licence!» Mein Vater sagt: «Ich habe keine, ich bin Bidun.» Der Mann sagt: «Ihr Bidun seid schlecht!» *Das wirst du nie vergessen.* Das werde ich nie vergessen, das weiß ich immer noch. Nach dem Krieg wurden immer mehr Personen so, die Nase hier oben und kein Herz.

Zu Ramadan seid ihr Kinder nachts auf die Straße gegangen. In Saudi Arabien hat der Islam ein Haus für Gott, Mekka. Wir haben an das Tor von den Nachbarn geklopft und gesagt: «Ich wünsche dir, dass dein Sohn nach Mekka gehen kann, bitte gib mir Schokolade!» *Nach dem Ramadan hatten Kuwaiti-Kinder neue Sachen.* Bidun-Kinder hatten nur Probleme, nicht neue Kleidung, nicht viel Geld, keine Schule, kein Krankenhaus. *Einmal hatte deine Mutter Geld.* Wir sind zum Markt gefahren. *Du hast eine Polizeiuniform gesehen.* Eine kleine, für Kinder. *Wenn hoher Besuch zum Scheich gekommen ist, hast du die uniformierten Männer auf dem roten Teppich im Fernsehen gesehen.* Die Uniform war braun, mit einem Streifen und einer Kappe. Ich habe zu meiner



Ich gehe zum ersten Mal im Leben in die Schule

“

Mutter gesagt: «Ich brauche das!» Meine Mutter hat gesagt: «Nimm lieber was anderes.» Personen um uns herum haben gefragt: «Warum gibst du ihm das nicht?» Meine Mutter hat gesagt: «Das ist nicht für uns, wir haben keine ID.»

Du hattest viele Freunde als Kind, ihr habt Fußball gespielt. Oder ein Spiel mit einer Flasche, mit Sand, einem Tennisball, und wenn shoot, dann ist man tot. *Du bist im Meer geschwommen.* Zwei oder drei Mal, mit meinem Onkel. Er hat nicht viele Ausflüge mit mir gemacht. Er hat viel gearbeitet. Aber er hat mich sehr geliebt. *Später bist du alleine gegangen.* Oder mit Freunden. *Du hast schwimmen gelernt.* Immer ein bisschen mehr. Jetzt schwimme ich gut.

Zwei Tage, ein Dinar. *Mit 13 hast du Autos gewaschen.* Viele Bidun-Kinder wuschen Autos. *Du hattest einen Kübel, einen Schwamm, Reinigungsmittel, und Wasser von der Straße.* Ich habe gesehen, da ist jemand, der hat Geld: «Brauchst du jemanden zum Waschen?» «Ja.» Große Autos, kleine. *Zwei Tage, ein Dinar. Ihr wart*

Freunde, ihr habt zusammengearbeitet. Wenn ich müde war, habe ich zu ihm gesagt: «Kannst du? Machen wir Hälfte, Hälfte.» *Mit 18 hast du auf Baustellen gearbeitet.* Zusammen mit Personen aus Indien und Ägypten. *Illegal – illegalisiert.* Ich habe kein Papier bekommen. *Du hast nicht jeden Tag eine Arbeit.* Fünf Tage oder zehn, dann musste ich wieder suchen. *Arbeiten deine Kinder auch schon?* Nein. *Deine Kinder arbeiten noch nicht.* Mein Bruder und Vater geben ihnen ein bisschen Geld.

Seit einem Jahr und neun Monaten bin ich in Österreich. *Seit zehn Monaten arbeitest du in einem Tagesheim.* Ich bekomme kein Geld. *Du arbeitest ehrenamtlich.* Ich arbeite freiwillig, wasche Kleidung und Geschirr, koche manchmal für alle. Sie mögen mein Essen. *Du magst deine Kollegen, deine Kolleginnen, deinen Chef.* Er sagt: «Bist du müde? Geh nach Haus.» Ich sage: «Ich arbeite!» Österreich gibt mir Papiere, Schule und Krankenhaus. Die Caritas hilft mir. Viele gute Personen sind hier. Und ich habe viel Zeit. *Du sitzt nicht gern in der Wohnung.* Ich will arbeiten. *Du arbeitest gern.* Das ist mein Geschenk für Österreich.

Nein, seit einem Jahr und zehn Monaten bin ich in Österreich! *Seit einem Jahr und fünf Monaten gehst du in den Deutschkurs.* Deutsch mit Rechnen. Ich gehe zum ersten Mal im Leben in die Schule. *Als Kind wärst du gern in die Schule gegangen.* Ich bin vor der Schule gestanden. Es war heiß, aber ich habe die Mädchen und Jungen in der Schule gesehen. *Auch deine Kinder dürfen nicht in die*

Schule gehen. Manchmal kommt jemand und lernt mit ihnen Schreiben und Lesen, aber nicht oft. Ich kann ein bisschen Arabisch lesen. *Das hast du mit 18 von einem Ägypter gelernt.* Arabisch schreiben kann ich nicht, aber ein bisschen Englisch. *Das hast du mit neun von einem Kuwaiti gelernt.*

Zuerst das Alphabet. Am Anfang von Wien musste ich alles kennenlernen. Wien hat 23 Bezirke, jetzt kenne ich alle. *Du bist oft spazieren gegangen.* Am Anfang habe ich keine deutsche Sprache gehabt. Zuerst habe ich das Alphabet gelernt. *Jetzt hast du die A1-Prüfung geschafft.* Ich sage: Vielen Dank an die Schule für alles, was ich lernen darf! Ich sage: Vielen Dank an alle Personen, die mir helfen! *Aber du hilfst auch viel.* Ich mag helfen. *Wenn wo ein Stück Tomate liegt, das aus einem Sandwich gefallen ist, nimmst du es und wirfst es weg.* Niemand darf ausrutschen. Das ist das System im Islam, alle schauen: Was ist nicht gut für Personen? *Als du neu warst in Wien, hast du eine Frau gesehen, die schwer an einem Karton zu tragen hatte.* Ich habe gesagt: «Excuse me, do you need help?» «Do you want money?» «No, I want to help.» *Du hast den Karton zum nächsten Taxi getragen.* Die Frau hat gesagt: «Thank you very much!» «You're welcome.» *Und zweimal hast du Kindern vielleicht das Leben gerettet.* *Deine eigenen Kinder sind jetzt dreizehn, elf und acht.* Wir telefonieren in der Woche ein Mal oder zwei. *Sie hätten gern, dass du mit Video telefonierst.* Aber das Internet macht immer cut. ■

Aus der KulturPASSage

Afrika in Wien

Meine Reise führte mich diesmal zu den bereits zum 13. Mal stattfindenden Afrika Tagen in Wien, die ich nun endlich auch einmal besucht habe. Die Afrika Tage fanden von 18. August bis 5. September statt. Mit Kulturpass muss man leider zwischen dem 1. 6. und 1. 7. reservieren, sonst bekommt man keine Karte. Spontan geht's leider nicht, jedoch ist montags immer freier Eintritt und, da die Musik ja ohnehin nicht unbedingt meinen Geschmack trifft, war es mir auch nicht so wichtig, wer dort dann abends spielt.

Ich war mit Kind unterwegs und auf der Suche nach neuem Geschirr. Im Eintrittsbereich bekommt man einen Kinderausweis, wenn man möchte, auf dem der Name des Kindes und die Telefonnummer der Eltern steht. Finde ich sehr praktisch. Gleich beim Eingang kann man kamel- und ponyreiten, wenn man eine ziemlich lange Wartezeit in Kauf nimmt, aber Kind wollte unbedingt. Ich bin ja nicht so die Freundin von solchen Dingen, wegen der Tiere, aber nach einer Stunde, alle fünf Minuten «Wann gehen wir endlich kamelreiten?» habe ich aufgegeben und mich angestellt. Das Fest sperrt erst um zwei auf und die Tiere haben wenigstens vorher einen Auslauf, der auch groß genug ist, und sie sind nicht den ganzen Tag angebunden. Der Bazar ist riesig und die Unmenge an Ständen, die teilweise eher indische Sachen hatten als afrikanische, war mir, ehrlich gesagt, ein bisschen zu viel. Farbenfroh war es allerdings und interessant auch. Es gab Ziegenleder-Lampen, Geschirr aus Tunesien, Holzfiguren, Lederschuhe, wunderschöne Mosaiklampen, die allerdings eher unerschwinglich für Kulturpassbesitzer_innen sind, und vieles mehr. Ich brauchte aber dringend eine Auszeit von all dem Trubel.

Glücklicherweise gibt es dort auch Kaffee-Zelte, und so gönnte ich mir

einen ägyptischen Kaffee, und der Kleine bekam eine Zimtmilch. Nach einer kurzen Auszeit ging es wieder zu den Zelten und Geschirr holen. Zum Abschluss begaben wir uns auf Nahrungssuche. Die Auswahl war schier endlos und es gab auch exotische Dinge wie Krokodilspieße, Straußenfleisch und Suppe mit Ziegenfleisch. Ganz so exotisch wollten wir es dann doch nicht, und so holten wir uns einen «Mama Afrika»-Teller, der verschiedene Gerichte mit Hähnchen, Fisch, Kochbananen und anderen Beilagen beinhaltete. Zu diesem Anlass habe ich eine Ausnahme gemacht und mein Vegetarierinnen-Dasein kurz vergessen, aber wie oft bekommt man schon afrikanisches Essen? Witzigerweise war auch der Süßigkeitenstand, der immer auf den Mittelalterfesten unterwegs ist, dort, und so gab es dann noch Karamell und gebrannte Mandeln zum Nachtisch. Die Musik abends war eher mäßig, aber es war ja

auch freier Eintritt, da treten natürlich keine Hauptacts auf. Wir haben auch nur den ersten Act gehört, dann war es schon Zeit zu gehen. Das WC befand sich ganz hinten bei der Hauptbühne, mit Wartezeit natürlich, was mit Kind echt ein Problem darstellen könnte, meins ist allerdings groß genug. Positiv muss ich erwähnen, dass es einen Hydranten mit Trinkwasser gab und man so keine Unsummen für Getränke zahlen musste. Der Tag war unterhaltsam, Essen war lecker, mein Geschirr hab ich auch. Für Menschen, die gerne Reggae, Soul o. Ä. hören, bestimmt toll. Rechtzeitig Reservieren nicht vergessen! Die Afrika Tage unterstützen auch Ute Bock und Hilfsorganisationen, die in Afrika tätig sind.

Desiree Bernstein

i Afrika Tage
Donauinsel, 21., Floridsdorfer Brücke
www.wien.afrika-tage.de

TONIS BILDERLEBEN



Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.

www.hungeraufkunstundkultur.at

Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (87)

Politische Veranstaltungen



Herr Hüseyin ist froh in Wien, in Österreich zu sein. Hier gibt es nicht so viel Ungutes, über das man sich den Kopf zerbrechen kann, meint er. Worüber man sich eher hier Gedanken macht, ist, was soll ich heute essen? Soll ich selber einkaufen gehen oder in ein Restaurant gehen, oder mir das Essen nach Haus liefern lassen? Wen soll ich heute treffen? Oder soll ich eine Ausstellung besuchen und dort als Erster bei der Buffeteröffnung sein, damit ich einen Teil, der mir als Steuern abgezogenen Gelder, in Form vom Essen und Getränken zurückholen kann? Oder mache ich mich fein und gehe ins Theater oder in die Oper? Wenn mir das Ganze nicht gefällt, besuche ich irgendwelche politischen Veranstaltungen? Es sind ja demnächst Nationalratswahlen, bei den Wahlveranstaltungen fließt das Bier und fliegen gekochte Würste mit Kren und Senf! Um bei den politischen Veranstaltungen nicht aufzufallen, muss man als langjährig Ansässiger im Land Acht geben auf elmayerische Verhaltensweisen. Nicht auffällig mit Grölenden direkt in Augenkontakt treten. Sie sehen es dir gleich an, dass du nicht hier geboren wurdest! Den Kopf immer ein bisschen unten halten. Wenn gejubelt wird, einfach

mitschreien. Dem Propagandisten nicht widersprechen. Es ist nicht der richtige Moment! Sonst wird es schwer sein, aus der Menge raus zu kommen. Möglichst wenig nach der Schrift sprechen. Die Artikel der Deutschensprache nie deutlich aussprechen. Dort geht es nicht um einen Deutschkurs, sondern um die Wertekultur einer Gesellschaft. In dem Moment bist du nur einer von vielen. Die Goschen hoitn und grölen! Wenn du heil raus gekommen bist, hast du es geschafft, einer von ihnen gewesen zu sein. Nachher kannst du um die Staatsbürgerschaft oder für eine zehnjährige Aufenthaltsgenehmigung ansuchen. Du bekommst sie. In solchen Momenten ist es gut, wenn man immer einen Schal, der Situation entsprechend, bei sich hat. Im Auto im Kofferraum aufbewahren empfiehlt sich. Da wird man nach so einer Veranstaltung patriotisch. Österreich liebt man mehr. Und die Österreicherinnen lieben einen auch mehr. Aus einem wurde ein Österreicher gemacht. Keiner kann einem das mehr wegnehmen. Bei so einer Veranstaltung werden einem die Wertekatalogpunkte des Innenministeriums im Praktischen so vorgelebt, dass es viel einfacher ist, die neue Heimat und deren Kultur zu verstehen. Danach kann man bei allem

mitreden, mitdiskutieren und mitentscheiden. Da fühlt man, was für ein Land wir sind, dass wir in der EU und auf der ganzen Welt sehr wichtig sind.

Kaum liest man eine Zeitung, ist man konfrontiert mit so vielen hässlichen Dingen, die woanders passieren. Es sind nur negative Zeilen. Das aber nicht nur in den Printmedien. Auch auf vielen Fernsehsendern. Wenn man sich Nachrichten anschaut, ist die Welt nur noch mit wahnsinnigen Menschen besetzt. Naturkatastrophen gibt es überall. Interessanterweise, wenn diese Naturkatastrophen in den USA sind, bekommen das die Leute umso mehr mit. Geschehnisse in Indien oder in anderen Erdteilen haben nicht so eine Wichtigkeit in den westlichen Medien. In den Sozialmedien ist es auch nicht anders. So viele Kriege hat die Menschheit hinter sich, aber sie produziert immer noch so viele Waffen, damit Konzerne in kapitalistischen Ländern Gewinne machen und ein paar Menschen mit Arbeit versorgt werden können. Aber auf der anderen Seite möchte man für den Weltfrieden sorgen! Was für eine Ironie!

Ihr Österreicher gewordener Hüseyin! Wir werden uns noch bei vielen Veranstaltungen treffen, meint der Herr Hüseyin.

Mehmet Emir

Remis

Flächenbrand – Traum erloschen
Quellhoffnung – positives Ich

Gedankengebäude

Über Wissen stuft Klugheit
Weisheit treppt höher

OP

Gedanken im Kreisverkehr
Angst ohne Ausweg

Janina Niemann-Rich

O2 innig

Von A (Alveolen) bis Z (Zephyr)
atmet meine Psyche durch dich

Online-Beziehung

Ondulierte Scheinliebe
virtuelles Glück

Kaum Erdanziehung

sonst Privates waltet
liebedurchflammt Zustand des Schwebens
zwischen Boden und Himmel
nicht knöcheltief im Üblichen

Jürgen Riedel

Wiesengespräche

von Brigitte Schmolzmüller

Ein Männerkörper mit Shorts und nacktem Brustkorb,

um den ein Ledergurt geschnürt ist, seine kraftvollen Beine drehen sich wie ein Rad über die Wege. Sein schmerzvolles Stöhnen erschreckt die Sitzenden auf der Holzbank. Nur die Frauen mit Kopftuch sehen nicht auf. Sie stehen in langen dicken Gewändern im Gras und sammeln gebückt. Sie stechen mit dem Taschenmesser schlappe Halme mit der Wurzel aus dem Boden, bis ihre Plastiksäcke gefüllt sind.

Darf ich mitgehen, fragt die nach Gesundheit Suchende, bückt sich und gibt vor, mit kurzsichtigen Augen Halme zu erkennen. Yemlik, sagen die Frauen und reichen ihr ein Büschel, mit harten Eiern und Salat, sagen sie, weil die Fremde alles wissen will. Was sammeln Sie, fragt sie und geht auf die nächste Familie zu. Kinder umringen sie, die Frauen mit Kopftuch ziehen gebückt weiter. Die jüngere sagt, Schnittlauch. Wie, fragt die Neugierige, kann man es essen? Türkisch, fragt sie. Waschen mit Essigwasser, schneiden, in Teig einlegen, backen, sagt die Frau, persisch, sagt sie. Die Kinder tanzen um die Fremde, wollen mit ihr suchen. Wieder bückt sie sich, kann die Halme nicht unterscheiden, während die älteren Frauen zielsicher den Lauch herausgreifen, bis sie dicke Bündel in Händen halten. Sie breiten eine große bunte Decke aus, auf der sie mitgebrachte Gaben für ein Picknick herrichten. Die Streunende verabschiedet sich und fühlt sich verlassen. Sehnsucht begleitet sie, während die Stimmen schwächer werden. Wie sie im Kreis sitzen und lachen, denkt sie und blickt zurück. Wie freudig die Kinder sie aufgenommen haben. Wie die jungen Frauen den Oberkörper aufrecht halten und ihre Gesichter unter den farbigen Kopftüchern ausdrucksvoll scheinen.

Brennnesseln. Laute, rasche Wortwechsel dringen zu ihr und stören sie. In der ungemähten Wiese hinter der Baumreihe stehen drei alte Frauen im Abstand, am Rücken die Schürzenschleife und die



Foto: CLAUDIA MÜGLER

dicken Rockfalten darunter. Sie geht ihnen entgegen, sie sammle Brennnesseln, und Sie, was und wofür? Gegen Gicht, für Gesundheit, Herzprobleme, sagen sie. Suppen, Salat, Tee, sagen sie. In der weichen Sonne, die über die unzähligen Brennnesselspitzen ihre nährend Wärme breitet und das gebückte Rückgrat und das tief gebeugte Gesicht bescheint, machen die Streunende glücklich. Jede

der Frauen in ihrem Bereich, durch hohe Gräser getrennt und vereinigt in der Arbeit, sprechen sie sich Worte zu, und die türkischen Frauen haben ihren Wortfall eingestellt. Die eine sitzt in wollenen Socken, mit flachen Riemenschuhen und dickem dunklen Kleid, mit einer Art Schürze darüber, in einer Wiesenmulde und rupft die Brennnesseln rund um sie herum ab. Geschwollene Beine, sagt sie.

Die andere, dunkel und schwer eingekleidet, hebt das Handy ab, wieder verstärkt sich die Stimme zu lautem Diskurs. Das Handy der anderen läutet, die entspannter mit ihrer Familie telefonieren dürfte. In das traditionelle, naturverbundene Verhalten der Frauen hat sich das Handy eingelebt. Und meldet sich regelmäßig. Du Ungarin, fragt die eine, weil die Streunerin ein buntes kleines Kopftuch aufgebunden hat wie Bäuerinnen. Nein, lacht sie. Du Kinder? Nein, sagt sie. Und Mann? Ja, zu Hause, und meint ihren Freund. Wie alt, fragt sie die Türkin. Seit vielen Jahren lebt sie allein, geschieden worden, sagt sie. Schmerzen auf der Brust. Doch Kinder, Verwandte, kommen immer. Ich kochen, sagt sie. Alles bio.

Wiesensalbei. Am Erdweg große Wurzeln, schräg und verschlungen. In der Wiese das Gras, wächst einzeln und verschieden. Gemeinsam bewegen sich die Halme. Dazwischen Dotterblumen und Wiesensalbei, Wegerich und Veilchen. Sie geht unbestimmt in eine Richtung, dann in eine andere, zieht Schleifen. Die Wiese ist endlos. Die Flut der Halme, über die sie streichen möchte. Vogeltöne, denen sie nachpfeift. Die weißen Blüten der Kirsche holen ihren Blick in den Himmel. In einer Reihe stehen sie vor ihr und breiten ihre Äste aus. Hoheitsvoll wird der Spaziergänger von ihnen begrüßt. Wieder hört sie einen Atem, taktweise ausgestoßen, und Sohlen, die auf den

Boden schlagen. Beine jagen vorbei. Wie der Läufer die Luft fortwirbelt mit den Armen, um vorwärts zu kommen. Wie er über jede Einzelheit hinwegläuft, unter den weißen Blüten durch, mit dem Ziel vor Augen, eine Stunde, drei Runden. Atem und Puls und die gleichmäßigen Räder der Beine füllen sein

Bewusstsein. Das Messgerät am Handgelenk überwacht die Handlung. Schweiß steht an der blossen Stirn, mit verkniffenem Gesicht wird er durchhalten. Mit dem Riemen um den Brustkorb seinen Atem bezähmen. Können sich die türkischen Frauen und der Läufer je begegnen? Zeitverschwendung, könnte der Jogger sagen, wen du meinen, die Türkin, und weiter sammeln.

Gleichmäßigkeit. Vor ihr gleiten Sohlen in gleichmäßigem Rhythmus auf weichen Waldboden. Die locker abgewinkelten Arme aus entspannten Schultern, ein bewegliches Gesäß und leichte Hüftfalten, ein gerader Rücken, das leichte Trabtempo könnte ihres sein. Sie läuft ihm nach. Die Beine holen aus, heben die Füße über die Wurzeln, eine Gleichmäßigkeit der Schritte in der Laufspur des Waldbodens. Auf der Anhöhe bleibt er stehen, sie im Abstand. Sein Blick schweift über die sonnengrünen Hügelketten in die Ferne. Sie laufen so entspannt, sagt sie, ihr T-Shirt ist durchnässt. Das Gesicht mit den roten Sauerstoffspuren lächelt. Ohne Sie hätte ich es nicht geschafft, sagt sie. Erstaunt blickt er

sie an. Darf ich in Ihrer Spur weiterlaufen, fragt sie. Sie ist nicht aufdringlich, auch wenn er den Weg mit ihr teilen möchte, und fällt ein wenig zurück. Leise atmend läuft sie hinter ihm. Beim Abschied breitet sich das Glückshormon aus.

Dankbar zieht sie die Kappe in die Stirn, grüßt und läuft, bis sich der Körper in weichem Gang über die weißen Blüten auf dem Kiesweg hebt, die verstreut sind wie Gräser. Einzelnes ist sichtbar, und kunstvolle Muster. Die Differenz überwinden, denkt sie, und schließt ihre Wohnung auf. ■

*Gegen Gicht,
für Gesundheit,
Herzprobleme,
sagen sie*



Aufklärung

Es fing alles recht unschuldig an. Es war finster und wurde hell, die Wiederholung diesbezüglich stur. Und dann kamen die Kinderlein. Der Tag wurde zur *hell* und *heaven* war im Schlaf dunkel.

Natürlich waren sie lieb, die Kinder, und die Eltern aber halt ein wenig unentspannt.

Aus 6 wurde halb sieben und wieder lange hin bis zum nächsten sechs. Hätten mich während der Karenzpauszeit meine Söhne gefragt, wie man 6 schreibt, es wäre mit scharfem ß gewesen.

Heute sind wir aus dem Größten draußen. Die Kinder schlafen schon seit Längerem durch. Sie haben gelernt anzuklopfen bei verschlossenen Türen und sind vollkommen konzentriert bei Wickie. Die Möglichkeiten scheinen sich potenziert zu haben.

Und der 6 ist mit der Zeit auch wieder regelmäßiger geworden. Es kann gar nicht mehr jede Gelegenheit benutzt werden, auch das kann geil sein.

Unsere Beziehung ist in dieser Zeit durchgetickt, brav, müde, turbulent, aber mit Verständnis.

Sand rieselte und peelte meine Haut bis Falten entstanden. Tic Tac hielt meinen Atem attraktiv und der Atem der Zeit verlangte per Tradition nach Nachhaltigkeit.

Mein Kukident kaufte ich in Fischamend, und mein Benzin in Penzing.

Nun fahr ich nach Lenzing, um mir ein *lend-thing* zu borgen, und Fucking ist wieder näher gerückt, wir leben ja jetzt in Oberösterreich.

Selbst in der Schule erfahren sie die Buchstaben und Zahlen auf sinnliche Art und Weise – die Methode heißt Kybernetik. Mit Mundbildern und den dazugehörigen Atemströmen lernen sie Buchstaben. Mit den Fingern, den eigenen und denen von anderen begreifen sie Zahlen. Es erinnert mich ein wenig an die Fingerübungen von Inder_innen, die mit ihren Fingergliedern zählen und damit weit über die Zehn kommen.

Kürzlich kam Kind J. von der Schule und erklärte uns: «Wenn der Mann seinen Pimmel in die Scheide der Frau steckt, dann heißt das, wie heißt das schnell?» Wir schwiegen, nicht aus Scham, sondern gespannt vor Neugierde. «Dann heißt das, das heißt dann Fünf, ja Fünf heißt das.»

Befriedigt lächelte er und wendete sich wieder seinem Schatz Lego zu. Wir ließen die Zahl stehen. Er wird noch weiterzählen lernen.

Christoph Parzer

Am Bat'a Kanal in Mähren

In den heißen Augusttagen zogen sich Herr Groll und der Dozent in das fruchtbare Hügel-land Mährens zurück. An einem Schiff-fahrtskanal hatten sie ein schattiges Plätz-chen an einer Schleuse ausgemacht. Versehen mit Proviant – Starobno-Bier, Znaimer Zwie-gelt sowie Brot, Dorschleber, Pfeffer und Zwie-bel – freuten sie sich auf einen guten Nach-mittag. Grolls Freude richtete sich auf die Beobachtung von Ausflugsschiffen, Paddlern und Kanuten, der Dozent wollte mit seinem Freund über die nahe Welthauptstadt der funk-tionalistischen Architektur sprechen – Zlín.

«Zwei Dinge muss ich gestehen, geschätz-ter Groll», sagte der Dozent. «Zum einen wuss-te ich nicht, dass es hier einen Schifffahrtskanal gibt, der den Vergleich mit den französischen und englischen Wasserstraßen nicht zu scheu-en braucht, zum anderen wusste ich nicht, dass man in diesen Breiten Dorschleber zu Bier und Wein reicht.»

Groll öffnete die Büchse, strenger Fisch-geruch breitete sich aus. Ein handtellergro-ßer Grashüpfer suchte in großen Sprüngen das Weite. Groll versah die geöffnete Konserve mit einer kräftigen Prise Pfeffer und schnitt auf ein-tem Holzbrett eine große Zwiebel in Ringe. Dieselben platzierte er auf der Leber und holte zwei Gabeln aus dem Rollstuhlnetz hervor. Der Dozent hatte währenddessen das Bier geöffnet.

«Der Kanal geht auf den tschechischen Un-ternehmer Tomáš Bat'a zurück, der in den drei-ßiger Jahren des vorigen Jahrhunderts glühen-der Verfechter einer Wasserstraße von der Donau an die Oder war und als weltgrößter Schuhfabrikant in die Geschichte einging», er-zählte Groll. «Er ließ von den besten Architek-ten seiner Zeit, unter ihnen Le Corbusier und

die berühmten Tschechoslowaken Gahura und Kotěra, nicht nur Fabrikhallen, eine Poliklinik, ein stolzes Hotel, Hochschulen, das größte Kino Europas, ein Filmstudio und ein Flugzeugwerk errichten, er sorgte auch dafür, dass großflächig Arbeitersiedlungen im Stile des Funktionalis-mus errichtet wurden. Natürlich war der Unter-nehmer kein weltfremder Wohltäter, er hatte aber verstanden, dass er Spitzenleistungen sei-ner Arbeiter nur erwarten konnte, wenn die Löhne, Bildungs- und Wohnverhältnisse auf der Höhe der Zeit waren, und die Tschechoslowakei der dreißiger Jahre war als führender Indust-riestaat Mitteleuropas der Maßstab der indust-riellen Moderne. Wenn die soziale Ader des Un-ternehmers zu versiegen drohte, wurde er durch eine starke und streikfreudige kommunistische Gewerkschaft an seine Vorsätze erinnert. Wir werden der nahen Stadt Zlín, in der die archi-tektonischen Ensembles heute noch bestehen, später ...»

Herr Groll verstummte, weil fröhliches Kin-dergeschnatter den Kanal erfüllte. Ein stattlich langes Holzboot schob sich gemächlich an den beiden Freunden vorbei. Zwei Dutzend Kinder hatten ihren Spaß, ein Kapitän mit Mütze hielt mit stoischer Miene Kurs. Ein zweites Schiff folgte, in ihm saßen ebenfalls Kinder, aber sie waren müde, einige beschäftigten sich mit ihren Wischgeräten, andere beobachteten mit großen Augen Grolls Rollstuhl.

«Das sind aber keine Gummiboote», monier-te der Dozent.

«Bravo!», sagte Groll. «An Ihnen ist ein Wahrschauposten der christlichen Seefahrt verlorengegangen. Es handelt sich um Nach-bauten hölzerner englischer Narrowboats, wie sie in der Frühzeit der Industrialisierung Kohle



An den Kanälen blüht das Leben

311.
FOLGEHERR GROLL
AUF REISEN

nach Manchester und an die Küste brachten. Derartige Lastschiffe gab es im Übrigen auch in Wien und Niederösterreich im Linienbetrieb, und zwar auf dem Wiener Neustädter Kanal, der zu seinen besten Zeiten mit dreiundsechzig Kilometern um ein Viertel kürzer war als der vor uns liegende. Der Wiener Neustädter Kanal wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg aufge-lassen, während der Bat'a Kanal in den zwanziger Jahren gebaut und in den letzten Jahren auf achtzig Kilometer Länge erweitert wurde. Sie können daran ermessen, wie fortschrittlich die Tschechen im Vergleich zu den Österreichern waren, denn ...»

«Wer die Schifffahrt fördert, dem steht die Welt offen. Ich kenne Ihren Standardsatz», un-terbrach der Dozent, fischte eine Portion Dorschleber aus der Konserve und verzierte sie mit einem Zwiebelring.

«Man kann ihn nicht oft genug wiederho-len», erwiderte Groll. Der Niedergang der Zwei-ten Republik begann ja Mitte der neunziger Jahre, als die Schiffswerft Korneuburg, eine der ältesten an der gesamten Donau, vom damali-gen Bundeskanzler Vranitzky in den Konkurs geschickt wurde.»

«Worauf sich der Resteverwerter Liaunig billigst an den neuen Maschinen bediente und damit sein Kunstmuseum bei Lavamünd finan-zierte. Auch diesen Spruch kenne ich.»

«Auch ihn sollte man im Kopf bewahren», beharrte Groll. «Mit dem Zusatz, dass jene, die die Schiffswerft Korneuburg auf dem Gewissen haben und zwölfhundert Menschen in die Ar-beitslosigkeit schickten, jetzt zu Liaunigs Mu-seum pilgern und die Gemälde bewundern, die aus dem verschleuderten Volksvermögen der Zweiten Republik finanziert wurden.»

Drei Paddelboote fuhren aus der Schleu-se aus.

«Wenn ich mich recht entsinne, wurden aber auch die Reifenfirma Barum und der Au-toproduzent Škoda von deutschen Konzernen inhaliert.»

«Was Hitler im Krieg nicht gelungen ist, schaffte das wiedervereinigte Deutschland im Handumdrehen. Ich füge aber hinzu, dass dies unter tatkräftiger Mithilfe des damaligen Mi-nisterpräsidenten Václav Klaus geschah. Die Tschechen machen vieles besser, aber nicht al-les», schloss Herr Groll und griff nach dem Wein.

Erwin Riess

Robert Sommers Besprechung von Erwin Riess' neuem Roman «Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber» können Sie auf Seite 29 lesen

AUGUSTIN 443

443 AUGUSTIN

Wetter, Wahlkampf und Weihnachtsdeko

26. 8.

Völlig überraschend befinde ich mich wieder einmal auf dem Weg zum Nahversorger meines Vertrauens. Und zwar im Schweiß meines Angesichts. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, handelt es sich heuer um den drittheißen Sommer, seit es Wetterauf-zeichnungen gibt. Na danke oftmals! Was ich die-SEN Sommer so alles verschwitzt habe! Das muss man ja zuerst einmal in sich hineinschütten! Wäh-rend sich meine Gedankengänge mit dem entspre-chen Personal füllen, sehe ich voll beladene Ein-kaufswägen den Nahversorger verlassen. Es scheint eine größere Hungersnot zu drohen. Gut, dass mir das rechtzeitig aufgefallen ist. Falls noch Zeit bleibt, sollte ich aber endlich meinen Einkauf unfallfrei abschließen.

1. 9.

Der meteorologische Herbst hat begonnen, was dem derzeit herrschenden Sommer absolut egal zu sein scheint. Mir auch egal, ich bin nämlich sehen-den Auges in eine kleine Katastrophe geraten. Das Mensch gewordene Tourette-Syndrom namens Do-nald Trump ist ja täglich für jeden Schwachsinn zu haben. Aber nicht nur ich befürchte immer mehr eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen den beiden Schwachsinnigen aus den USA und Nordko-rea. Sollte ich mich einmal nicht für diese Thema-tik begeistern, dann überfluten Wahlslogans aus der BRD und unserem Land meine Human-Festplatte. Was also tun? Wohin fliehen? In den Keller gehen? Wenn ich lachen will, sehe ich einfach in den Spie-gel. Wie gesagt, der Herbst hat begonnen ...

2. 9.

Ich bin nicht dort, aber trotzdem erfahre ich, dass es in Tirol im Kühtai geschneit hat. So etwas pas-siert in Wien derzeit nur in gewissen Kreisen. Wäh-rend ich meine alten Notizen noch einmal sichte, fallen mir 2 Daten besonders ins Auge. Ich werde am Montag dringend zum Augenarzt gehen müs-sen. Aber ernsthaft, Leute habt ihr gewusst, dass seit 3. 6. in London ein Pizza-Automat steht? Da kann man dann einem Roboter bei der Arbeit zuse-hen und die Pizza schmeckt angeblich auch so, wie es sein soll. Und wieder London, wo ein Geschäft am 10. 8. schon die Weihnachtsdekoration in Betrieb nahm. So kann man den Gewinn erhöhen, oder wie oder was? Na dann, stille Nacht, heilige Nacht, o wie schwitzt ...

4. 9.

«!§\$%&!» Atomexperte Mucki ist verschärft be-sorgt. Der kleine, blade Nordkoreaner und der

intelligenzintolerante Donald bringen ihn erheb-lich aus dem Gleichgewicht. Wenn mich nicht al-les täuscht, dann habe ich ihn heute beim Nachzäh-len seiner Ohren erwischt. Immerhin könnte ja über Nacht ein drittes gewachsen sein. Nach Befragung meines Badezimmerspiegels darf verlautbart wer-den, dass sich auch bei mir nur die ursprünglich von der Natur vorgesehenen Ohren, Augen und die Nase im Gesichtsbereich vorfinden lassen. Ein Abtas-ten des Hinterkopfes blieb ohne Befund. Mucki ist enthusiastisch.

5. 9.

Wer glaubt, er könne dem Wahlkampf entfliehen, indem er keinen Fernseher mehr beherbergt, der hat sich getäuscht. Sie übrigens auch. Online-Wahl-kampf ist angeblich die Kernkompetenz von Herrn Kurz. An dieser Stelle muss ich meiner lieben Fr. Mag. Eva F. recht herzlich danken, sie hat im Zu-sammenhang mit Kurz das schöne Wort «Schnö-sel» ins Spiel gebracht. Nicht nur ich finde, dass man diesen Herrn einfach nicht besser beschrei-ben kann.

6. 9.

Und täglich grüßt das Murmeltier. Heute in Form von B. B. King. Ein Konzert von 2011 aus der Roy-al Albert Hall, unter anderem mit Slash. Musik für Genießer. Das braucht der Gottfried unbedingt, fin-det auch Mucki. Wieso plötzlich Mark Twain meine Aufmerksamkeit erregt, gilt als ungeklärt. Mark Twain führte einst eine Dame zu Tisch und mach-te ihr dabei auch ein Kompliment: «Wunderbar se-hen Sie heute aus, gnädige Frau!» Nun war die gnä-dige Frau etwas zickig und erwiderte schnippisch: «Schade, dass ich Ihnen das Kompliment nicht zu-rückgeben kann!» Mark Twain antwortete darauf seelenruhig: «Machen Sie es doch so wie ich, lügen Sie!»

7. 9.

Ich lenke meine Schritte zum Tabakhändler mei-nes Vertrauens. In Wahrheit gehe ich dort hin, weil er der nächstgelegene ist. Sternzeichen fauler Hund usw. Mein Blick fällt auf die aktuelle Ausgabe des «Stern». Da ich mit Layout nichts zu tun habe, ver-füge ich eigentlich auch nicht über die Kompetenz etwas zu kritisieren, aber dieses Cover ist doch sehr seltsam. Da bekomme ich nebeneinander Folgendes zu lesen: «Martin Schulz» ... «Mordprozess» ... «Ext-ra». Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, aber zumindest erwähnen wollte ich es. Vielleicht kann sich jemand anderer darauf einen Reim machen.

Gottfried

GOTTFRIEDS
TAGEBUCH

Wenn ich
lachen will,
sehe ich
einfach in
den Spiegel





ER KOMMT.



GEA 5 × in Wien | 1010 Himmelpfortgasse 26 (Schuhe & Taschen, Möbel & Matratzen), 01/5121967 | 1080 Lange Gasse 24 (Schuhe & Taschen), 01/4083626
1080 Lange Gasse 31 (Möbel & Matratzen), 0664/88504016 | 1070 Kirchengasse 24 (Schuhe & Taschen), 01/5225570 | 1210 Am Spitz 2 (Schuhtrafik), 01/2700810
GEA | Waldviertler | Schuhe & Taschen | Möbel | Naturmatratzen | GEA Akademie | brennstoff.com | 34 × in Österreich | 18 × in Deutschland | 1 × in der Schweiz | www.gea.at

